

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 9.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hefen;
vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 1. Mai 1893. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/2 M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Junge Liebe.

Novelle von A. Trinius.

(Fortsetzung.)

Die Blicke Beider trafen sich wieder, wie heute Nachmittag beim Vorüberziehen. Aber diesmal schimmerte es warm aus ihren Augen herauf. Sie wollte eben etwas erwidern, als die Musik, das unangenehme Zwischenpiel zu beenden, stark einsetzte und dann in einen Walzer überging. Vincenz Schneider war inzwischen durch den ihm befreundeten Förster unter Beschwich-tigungen bei Seite gezogen worden.

Wie Schutz suchend hatte Thilde ihren Arm in den ihres Befreiers gelegt.

„Ist's Ihnen recht,“ wandte er sich jetzt an sie, „so führe ich Sie hinaus?“

„Das sähe wie Flucht aus,“ erwiderte sie, und es schoß wieder seltsam in ihren Augen auf.

„Aber hier stille stehen, setzt Sie nur neuen Belästigungen aus,“ entgegnete er.

Sie schien zu überlegen. Dann schaute sie lächelnd zu ihm auf.

„Tanzen Sie?“ fragte sie plötzlich. Er stutzte freudig. Diese Aufwallung konnte ihr nicht entgangen sein.

„Für mein Leben gern,“ sagte er „und wenn —“

„Gut, gut!“ haßte sie. „Wenn Sie mich als Tänzerin wollen —“

Sie kam nicht zu Ende. Schon in demselben Athemzuge fast flog sie, von seinem kraftvollen Arm wie getragen, durch den Saal. Ein allgemeines Ah! der Bewunderung ging durch die Reihen, als das schöne, junge Paar anmuthig dahin schwebte. „Tanzen ist schön!“ hauchte sie leise, „so möchte ich immer tanzen, immer! Darum denk' ich mir das Alter traurig. Ist's Ihnen recht, so tanzen wir den Walzer bis zu Ende!“ Statt aller Antwort nickte er nur und zog die süße Gestalt noch fester an sich. Wie berauscht hatte ihn das Glück gemacht.

Alles, was ihn schwebend, sitzend und zuschauend umgab, floß für ihn zusammen zu einer schillern-den, wirren, beweglichen Masse, durch welche er, wie von Flügeln gehoben, glückstrahlend dahinslog. Ja, so hätte auch er tanzen mögen fort und fort. Es war über ihn gekommen, er wußte nicht wie. Traum und Wirklichkeit woben sich zu einem Schleier, der ihm seine Umgebung wie in weite Ferne rückte und nur das Liebste ihn wie von überirdischem Glanze überstrahlt schauen ließ. Immer wieder ruhten seine Blicke auf dem lieblichen Antlitz, das mit geschlossenen Augen sich so vertrauensvoll an seine Brust schmiegte. Ein Schimmer genießender Freude lag auf den blassen Zügen, und süßer, warmer Athem wehte ihn an aus leise geöffneten Lippen.

Jetzt neigte sich die Musik dem Ende zu.

„Wollen wir hier bleiben?“ fragte er leise.

„Nein, nein! Hinaus!“ flüsterte sie.

Und wieder wogten sie Brust an Brust dahin, bis sie sich mit den letzten Walzerklängen am Ein-gang befanden und dann Arm in Arm hinauseilten. Die Sonne stand schon tief, und unter den Wipfeln lag es bereits wie herandämmernder Abendgruß. Nur wo der Blick in's Land hinab streifte, leuchtete es noch in Glanz und Sonnenlicht. Was außerhalb der Tanzdiele an Festgästen und Sangesbrüdern fröhlich bechernd an den langen Tischen umhersaß, bekümmerte sich wenig um das junge Paar, das noch immer Arm in Arm weiterschritt. Schon lag der Festplatz hinter ihnen, als Thilde plötzlich ihren Arm aus dem seinigen zog, stehen blieb und beide Hände hastig auf die Brust drückte, als fühle es dort einen heftig stechenden Schmerz. Besorgt schaute der Provisor in ihre Züge, die ihm jetzt noch einen Schein blasser denn sonst erschienen.

„Was ist Ihnen?“ fragte er leise.
„D, nichts — nichts. Es wird schon vorübergehen.“
Sie wandte das Antlitz ab, als wolle sie ihm den An-blick des Schmerzes ersparen.

„Vielleicht sollten Sie nicht tanzen, Thilde?!“

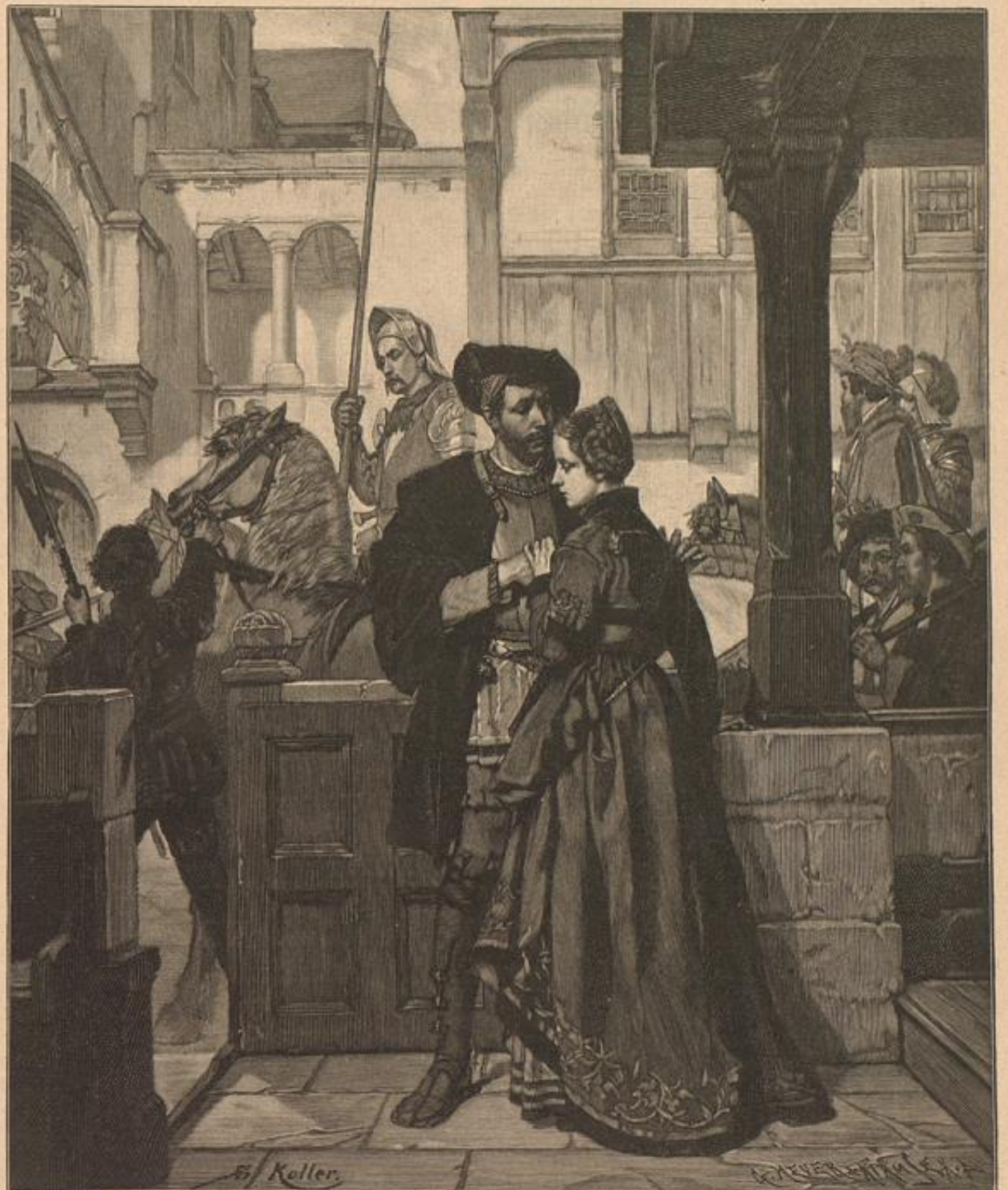
„Nicht tanzen — möglich — — aber es ist doch so schön — so schön!“ Sie hustete leicht auf, wobei ein leises Roth ihr flüchtig über Schläfen und Wangen spielte. Endlich ließ sie die Arme herabsinken. „So,“ sagte sie, „nun ist's wieder gut! Nun wollen wir noch ein Stück weiter gehen, wenn's Ihnen recht ist. Daheim finde ich doch niemand, und auf den Tanzboden mag ich heut' nicht mehr.“ Es flog wie Horn noch einmal über ihr Gesicht, dann aber lächelte sie wieder. „Ist's Ihnen auch recht, Herr Provisor?“ fragte sie noch einmal.

„Mir? Das wissen Sie ja selbst. Was hab' ich auf dem Tanzboden zu schaffen — und ein Daheim hab' ich auch nicht. Wohin wollen wir?“

„Wohin? Vorläufig hier hinauf. Aber langsamer. Nun hat's ja keine Eile mehr.“ So schritten sie weiter.

Eine Weile sprach keines ein Wort. Der Fußpfad klonn jetzt steiler empor und legte daher ohnehin mehr Schweigen auf. Zur Rechten strebten stolze Buchen empor, zwischen deren Wurzelgestalt hart am Wege üppige Farren-wedel aus glänzendem Gras, Fingerhut-Kerzen und zier-lichem Moosteppich aufsproßten. Hier und da trat das rothbraune Gestein glitzernd zu Tage. Gegenüber rahmte ein dichtes Tannicht den schmalen Weg ein. Wo zu-weilen ein kleiner Durchblick sich erschloß, leuchtete die im Abendsonnen-Scheine ruhende Ferne. Als einmal ein niedergelollerter Felsstein das Mädchen beinahe zum Stolpern gebracht hätte, ergriff der junge Mann ihre Hand, und sie ließ es willig geschehen, als er dieselbe leicht in der seinen ruhen ließ. Endlich brach er das Schweigen, wie heimlich es ihn auch angemuthet hatte.

„Wie schade, daß Ihnen heute so die Freude am Tanzen benommen wurde.“



Die Brant. Nach dem Bilde von G. Koller. — Siehe Seite 72.
Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.

Sie zuckte zusammen. „Der Unverschämte!“ stieß sie hervor. „Aber ich wußte, daß es so kommen mußte, und hätt' ich nicht zugesagt, ich wär' gewiß nicht mit im Zuge gegangen.“

„Wer giebt dem Burschen ein Recht?“ fragte er.

„Ich nicht!“ sagte sie. „Um meinerwillen brauchte er nicht leghin heimzukehren. Aber — —“ Sie stockte.

„So will man Sie zwingen?“ forschte der Provisor weiter, selbst erstaunt über das Maß von Vertrauen, das er in dieser Stunde von dem Mädchen forderte.

„Ja, — mein Vater! — Er ist mit bei der Sache. — Aber mich wird niemand zwingen — niemand — und wenn er noch so viel Geld besäße!“

„Ich dachte es mir, Thilde!“

Sie sah ihm voll in's Gesicht. Dann sprach sie:

„Sie haben sich heute meiner angenommen, obgleich ich Ihnen eine Fremde war. Sie sehen, all mein Vertrauen schenk' ich Ihnen. Und nicht wahr: ich darf es?“

„Immer! Es macht mich glücklich!“

Ihre alte Heiterkeit war zurückgekehrt.

„Ich danke Ihnen! Nun aber wollen wir dies Heute vergessen. Sehen Sie, da sind wir schon oben. So kurz ist mir der Weg noch niemals vorgekommen. So — und nun noch über diese Stufen und dann links. Ah!“

Sie waren um das Buschwerk geschritten und standen nun Hand in Hand hoch oben auf einer weit in das sich erschließende Thal vorspringenden, von Felsblöcken zum Theil bedeckten Bergklippe. Drüben auf einer Hochebene lag mit schiefergedeckten Dächern ein freundliches Gebirgsdorf, inmitten rauschender Waldesherrlichkeit. Berge an Berge, bis zu den Gipfeln in langwallende grüne Mäntel eingehüllt, reichten sich aneinander, einsam und hehr überragt von dem klar von der Abendwand sich abzeichnenden Thurme des Schneefopfes.

Die Sonne schien das graue Steingemäuer magisch zu durchglühen; sie küßte die Höhen schweigend zum Abschied und goß über das fern noch einmal ausblühende Land Ströme flüssigen Feuers. Stumm stand das junge Paar droben. Aus der Tiefe herauf hoben uralte, verwetterte Tannen ihre leise schaukelnden Köpfe, und hinter ihnen ging der Abendwind durch das Gezweig, wie heimliches Stimmengewir und süßes Schlummerlied.

„Wie schön!“ sprach endlich das Mädchen, leise, als ob ein müder Vogel im Neste zirpte.

Der junge Mann ließ ihre Hand fahren. Er legte beide Arme gegen seinen Hinterkopf und stieß dann aus mächtiger Nehle einen juchzenden Jodler aus, der sich an der Bergwand gegenüber brach und dann erschreckend das Thal hinab hallte, bis endlich der letzte Ton erstarb.

„So machen wir's bei uns daheim in den Bergen. Aber auch hier klingt das Echo gut. O, diese prächtige, grüne Waldherrlichkeit!“ Er streckte beide Arme wie sehnd aus. „Man möchte sich hineinwerfen und schwimmen durch dies grüne, unendliche Meer!“

„Oder wie ein Vogel fliegen — immer der Sonne nach!“ entgegnete das Mädchen halblaut. „Es müßte ein Leben sein ohne Schmerzen!“ schloß sie. Dann ließ sie sich auf einer Moosbank nieder, die zwischen erhöhtem Gestein zum Ruhen winkte. Er setzte sich daneben und so blickten sie unverwandt hinüber nach dem einsam ragenden Thurm, bis der letzte Bluthstreifen erloschen war.

„Nun ist sie fort — die Sonne!“ sagte Thilde traurig.

„Ja,“ sprach er, „und wer hätte mir das heute vorher gesagt, daß ich am Abend hier sitzen würde.“ Er sah sie an. „Das Schicksal hat es merkwürdig gewollt,“ fuhr er fort. „Wollen wir es zurückweisen? Wir werden uns nun öfter sehen? Nicht wahr?“ Sie antwortete nicht gleich. „Wie es gekommen, weiß ich nicht, aber mir ist's, als hätten wir uns immer gekannt. Schon als Kinder! Ich habe Sie gleich beim Vornamen genannt, weil ich's nicht anders vermochte. Thun Sie es auch. Wollen Sie, Thilde?“

Sie lächelte und blickte nieder.

„Wie heißen Sie mit Vornamen?“

„Ich? Franz — Franz Gabler!“

„Also Franz? Ist's so recht?“ Sie blickte leicht verwirrt zu ihm auf.

„Ja, ja, so ist's recht. Wir wollen als echte Kameraden ein Schutz- und Trugbündniß schließen und immer hübsch zusammenstehen. Vielleicht sind wir dessen noch bedürftig. Abgemacht, Thilde?“ Er hielt seine Hand ihr hin.

„Abgemacht — — Franz!“ Sie schlug ein, und ihr Blick streifte dabei rasch sein freudig aufflammendes Antlitz.

„Geben Sie mir eine Erinnerung an diese Stunde!“ bat er leise.

„Braucht's dessen?“ gab sie zurück. „Ich hab' ja auch nichts. Was soll ich Ihnen geben?“

„Die Rose in Ihrem Haar, bitte, bitte!“

Ein leichtes Roth stog über ihr Gesicht. Dann nestelte sie hastig die Blume aus ihrem blonden Geflecht und reichte sie dem jungen Manne hin, der ihre Hand festhielt und Rose und Finger zugleich küßte.

„Dank, Dank, Thilde! Sie soll mir immer ein Gedenken an diesen Abend und an Sie sein.“

Auf einmal schauerte sie zusammen.

„Es wird kühl!“ sagte sie und stand plötzlich auf.

„Ich denke, wir treten den Rückweg an.“

Er faßte sie sacht bei der Hand, und dann verschwanden sie zwischen den Büschen, die hinter ihnen zusammenrauschten. — — —

Seit jenem Festtage, der dem Ruhmeskranze der Frankensteiner Viedertafel ein frisches Blatt eingefügt hatte, schien dem armen Cantor zu Bernersroda die Sonne dicht mit Wolken verhängt. Um so heller leuchtete sie mit jedem Tage mehr Franz Gabler empor. In seinem Wesen war eine sichtliche Veränderung vorgegangen. Er konnte sich es selbst nicht mehr verhehlen, daß er Thilde liebe. Jede Stunde, die er seitdem mit ihr verträumt und verplaudert hatte, sagte ihm mehr, wie sehr dieses seltsame, blasse, liebe Gesicht Besitz von seinem Denken und Fühlen, seinem ganzen Herzen genommen hatte. Wohl war das trauliche Du bald zwischen ihnen eingeführt. Es war gekommen, sie wußten selbst nicht wie. Der Eine hatte es halb im Scherz, halb im süßen Selbstvergeffen hingeworfen, und der Andere hatte es aufgefangen, erwidert, und es war zwischen ihnen geblieben, als wäre es immer so und nicht anders gewesen. Und trotzdem blieben sie wie Kinder, die sich freuen, einander als Spielfkameraden anzugehören. Es war ein Spiel, aber die Liebe saß im Herzen und blickte froh aus den Augen und ließ jedem, auch dem unscheinbarsten Worte doppelten Glanz und herzbewegende Innigkeit. So oft es Beider Zeit und die Gelegenheit erlaubte, trafen sie sich nach Feierabend auf der Straße, die an der Berglehne oberhalb Bernersroda nach Frankenstein führte.

Dies Alles konnte natürlich nur auf Kosten der Geselligkeit in der Dorfschenke gehen. Anfangs hielt man daselbst noch mit Frage und Urtheil zurück und beschränkte sich mit einem allgemeinen Ausdruck des Bedauerns. Eines Abends aber, nachdem die zwölf wadernen Herren fast dreiviertel Stunden lang nur stumm in den aufschwellenden Dampf ihrer langen Pfeifen geblickt hatten, fiel plötzlich die rechte Hand des Kaufmanns und Nimrods Zöllner wie ein Hammerschlag schwer auf die Tischplatte nieder, so daß der Cantor erschreckt vornüber kippte, während dem Glashütten-Besitzer Wiesel, der, wie immer, eingeschlafen war, die Pfeife aus dem Munde sank, worauf er sie hastig wieder aufhob und tausendmal höflichst um Entschuldigung bat, daß er gestört habe. Aber er müsse wohl geträumt haben.

„Papperlapapp!“ wetterte der graubärtige, alte Zöllner. „Ich finde es — gerade herausgesagt, meine Herren! — im höchsten Grade unpassend — —“

„Unpassend!“ Dem Glashütten-Besitzer gingen fast die Augen über. „Unpassend?“ quiekte er. „Herr — — Herr Zöllner — ich — ich möchte doch sehr — sehr bitten — —“ Das dürrbeinige Männchen zitterte wie Espenlaub. „Das hat mir noch keiner gesagt — —!“

„Ich auch nicht!“ polterte Zöllner. „Beruhigen Sie sich und lassen Sie mich lieber ausreden, anstatt gleich Blasen zu treiben wie schlechter Glasfluß. Ich meine, es ist unpassend und tactlos, daß ein so junger Mensch, wie dieser Provisor, uns einfach schneidet. Wenigstens ich für meinen Theil, und ich glaube, jeder, dem seine persönliche Ehre noch etwas werth ist, denkt eben so, ich fühle mich verletzt.“

„Ich auch! — Ich auch! — Ich auch! —“ so scholl es, wie bei einer Abstimmung, von Mund zu Mund.

„Es ist nicht hübsch von ihm, nicht hübsch,“ wandte beschwichtigend und milden Sinnes der Cantor ein.

„Ach was, nicht hübsch!“ brauste jetzt der Oberförster auf, „es heißt einfach unser Vertrauen täuschen. Windbeutel! Erst sich hier einschmuggeln und dann mir nichts, Dir nichts uns den Rücken kehren. Vielleicht gar sich lustig machen. Ich kenne das! Wir Förster müssen dann immer herhalten für solche Spatzvögel. Aber ich war gleich dagegen!“

„Da muß ich denn doch bemerken, daß ich die Schuld trage,“ wandte jetzt der Apotheker ein und strich sich die blonde Sechse fester über die rechte Schläfe. „Ich glaube unserer gemüthlichen Vereinigung ein neues belebendes Element beizumischen, als ich meinen Provisor hier einführte. Ein belebendes Element, Nachbar Wiesel!“ wiederholte der Apotheken-Besitzer noch einmal.

„Wie meinten Sie?“ fragte verwirrt der Angeredete, der schon wieder sanft eingenickt war. Alles lachte.

„Es ging ja anfangs auch Alles famos,“ fuhr der Apotheker fort, „ich meine sogar, die Herren haben sich

trefflich dabei amüßirt.“ Ein halb unterdrücktes Zeichen der Zustimmung ward hörbar. „Nun, dafür sollten wir doch dankbar sein, und wenn mein Provisor seit zwei Wochen uns hier vernachlässigt, so ist dies kein Grund, anzunehmen, daß er uns deshalb weniger zugehan ist. Wer weiß, was ihn fernhält. Jugend hat keine Tugend.“

Der Cantor nickte. „Sie haben Recht, Herr Krüger, nicht zu vorschnell aburtheilen. Die Zeit sondert ganz allein die Spreu von dem Weizen.“

„Jedenfalls“, schloß der Apotheker, „werde ich den jungen Mann anzupfen. Irgend eine Ausrede muß er doch bereit halten. Prosti, meine Herren, es lebe der Friede und die Eintracht!“ Alle stießen an bis auf den Oberförster, der argwöhnisch dreinschauend die weißen Bartspitzen drehte. „Ich kenne das!“ knurrte er. „Erst Liebenswürdigkeit, dann Verrath! 's ist mir schon 'mal so gegangen. Ahnungslos habe ich alle Abend Modell gegessen. Dabei war ich diesem infamen Kerl von Bücherreiber so gut! Aber die Lacher hat er doch auf seiner Seite gehabt!“ Er klappte den Deckel des Bierglases heftig zurück und goß den Inhalt hinunter.

„Minna! einen frischen Schoppen!“ schrie er und schlug dabei dem bereits wieder schnarchenden Glashütten-Besitzer auf das Knie.

„Au!“ rief derselbe und fuhr in die Höhe. „Entschuldigen Sie, meine Herren, diese wüsten Träume.“ Und er setzte sich wieder nieder, bis ihm nach wenigen Minuten die Augenlider auf's Neue herabfielen.

So hatte der junge Provisor, trotz seines Fernbleibens, dennoch zur belebenden Unterhaltung der Bernersrodaer Tafelrunde beigetragen. Sein Chef aber hielt Wort. Am anderen Mittage, als der Apotheker ziemlich wortkarg zu Tisch saß und die dicke Wirthschafterin sich eben daran machte, jedem Herrn einen Riesen-Kartoffelkloß — es war Sonntag! — auf den Teller zu legen, bog der Apotheker mit dem Messer die Zinken seiner Gabel mit verdächtigem Ernste gerade. Auf einmal blickte er auf, dem Provisor in's Gesicht.

„Nichts für ungut, Herr Gabler, aber uniere Abendtafel drüben in der Schenke schmollt, daß Sie nicht mehr hinüber kommen.“

„Ah! Das thut mir leid.“

„Haben Sie etwas gegen irgend jemanden?“ forschte der Apotheker.

„Im Gegentheil! Jeder einzelne der Herren hat mir stets innigste Freude bereitet.“

„Freut mich zu hören, Herr Gabler! Bitte, nehmen Sie sich Sauce! Um so mehr wundere' mich aber dann, daß Sie sich jetzt so selten machen.“

Der junge Mann schwieg einen Augenblick. Dann sagte er treuherzig: „Herr Krüger, muß ich Ehrenbeichte ablegen? Oder genügt es, wenn ich Ihnen nochmals betheuere, daß ich durchaus nichts gegen die Abend-Gesellschaft habe, daß ich mich sogar überaus wohl daselbst gefühlt habe?“

„Es genügt mir!“

„Dann danke ich Ihnen! Gelegentlich werde ich schon 'mal wieder hinüber kommen.“ — —

Gelegentlich! Ja! Aber diese Gelegenheit sollte vorläufig sich doch nicht finden. Selbst an den Abenden, wo das Mädchen nicht kam, widerstrebte es dem Provisor, sich dem Philister-Kreise in der Schenke zuzugesellen, wie sehr auch ehemals dessen still-gemüthliches Treiben ihm wohlgethan und ihn ergötzt hatte. Wieder waren ein paar Abende vergangen, ohne daß Thilde sich hatte blicken lassen. Trotzdem stieg der junge Mann jedesmal nach Feierabend die Straße hinauf, welche nach Frankenstein an der Berglehne hinauführte, bis zu der Stelle, wo von links her der dicke Fichtenwald heraustrat und seinen Schatten dunkel über die von Obstbäumen umsäumte Straße warf. Hier stand ein alter, halb bemooster Grenzstein, auf den er sich zu setzen und das geliebte Mädchen zu erwarten pflegte. Der Blick fiel von hier aus hinab in's breite Thal, aus dessen Tiefe die Lichter der Dorfhütten von Bernersroda heraufschimmerten. Zur Rechten aufwärts engte der Grund, steil und düster drängten die bewaldeten Bergriesen ihre ernstesten Felsstirnen zusammen, Gipfel an Gipfel, bis hinüber zum Schneefopf.

Solch ein Mondscheinabend war heute. Es mochte wohl bereits eine Stunde vergangen sein, daß der Provisor am Grenzstein Ausschau nach der Geliebten hielt. Allerlei Gedanken hatten ihn bewegt und sein Herz durchstürmt, aber über alle Bedenken und Zweifel schien immer wieder die Liebe sieghaft ihren verklärenden Schein geworfen. Wie oft er auch versuchte, sich von der Zukunft ein ruhiges, klares Bild zu entwerfen, es wollte ihm nicht gelingen. Die Gestalt der Geliebten stand vor ihm und blickte ihn an mit Augen, tief und unergründlich, lächelnd und doch mit einem Ausdruck leisen, verhaltenen Weh's, daß der junge Mann aufsprang, als müsse er eine überquellende Empfindung von sich schütteln.

Auf einmal blickte er gespannt die in Dämmerung gehüllte Straße hinab. Ein leises Knirschen im Kies war ihm nicht entgangen. Dann hellte sich sein Gesicht auf.

„Thilde!“ rief er vorichtig.

„Ja!“ Da eilte er dem Mädchen entgegen, die jetzt aus dem Schatten der Obstbäume auf die mondbeglänzte Stelle trat, die sich als Wiese vom Grenzstein thalab zog.

„Thilde!“ wiederholte er noch einmal mit sanftem Vorwurf. „Wie lange bleibst Du heute aus! Und drei Abende bist Du überhaupt nicht gekommen!“ Er hielt noch immer die Hand des Mädchens umschlossen, das ihn treu und unverwandt ansah.

„Es ging nicht, Franz,“ erwiderte sie endlich langsam, „ich war nicht wohl. Heute Abend aber — ich habe mich fortgeschlichen, gegen den Befehl meines Vaters. Verstehst Du das? Als ich merkte, daß er das Haus verlassen, bin ich rasch hierher geeilt. Ich wußte ja, daß Du hier auf mich wartest.“ Sie schwieg, aber ließ ihre Hand in der seinen still ruhen.

„Nicht wohl!“ sprach er besorgt. „Was hattest Du, Thilde?“

„Brustschmerzen,“ antwortete sie leise. „Es war mir gar nicht gut, Franz.“

„Du hast Dich vielleicht überarbeitet?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nein! Das ist's nicht. Aufregungen und — —“

„Wie blaß Du ausiehst, Thilde!“

„Das ist nur der Mondschein, weiter nichts!“ Sie rieb sich schelmisch die Wangen und fuhr dann fort: „Stehst Du, nun seh' ich wieder rosig aus, und nun ich wieder da bin bei Dir, da ist ja Alles gut, und ich bin wieder gesund. Es waren böse Tage — und die Welt ist doch so schön — so schön!“ Ein leichter Hustenanfall unterbrach ihre Rede. „Weißt Du noch,“ sagte sie endlich, „wie wir damals auf dem Felsen am Abend standen? Siehst Du, seit jenem Gesangsfeste habe ich nicht wieder getanzt. Aber einmal müssen wir noch zusammen tanzen! Nicht wahr, Franz?“

„Nicht einmal, Thilde, oftmals noch — bis wir alt geworden sind.“

Sie schüttelte den Kopf, als wollte sie trübe Gedanken scheuchen.

„Wir wollen heute nicht an die Zukunft denken, Franz, heute nicht. Wir wollen uns freuen, daß wir zusammen sind.“ Sie wiegte sich leicht in Tanz-Rhythmen in den Hüften. „Du siehst, ich bin wie ein Kind, das nicht warten kann. Nun wir vom Tanzen gesprochen haben, da kommt's über mich.“ Sie sah in den Mond auf. „Du wirst da oben nicht lächeln, wenn die dumme Thilde mit ihrem Kameraden über die Wiese tanzt.“ Glücklich auslachend, blickte sie zu dem jungen Manne empor. „Wollen wir?“

Im nächsten Augenblicke schwang sich das Paar nach der Melodie, die er halb laut summt, über den im Mondschein glitzernden Rasen, ein Bild eigener, traumhafter Art, als Beide leicht und unhörbar auf- und niedervogten, Brust an Brust, Aug' in Aug', verklärt vom Silberlichte, Glück und Liebe.

Auf einmal riß sie sich los und stürzte eilenden Laufes längs des Waldrandes über die Wiese.

„Thilde!“ rief er überrascht, „was machst Du?“

„Fange mich!“ Da schoß er wie ein Pfeil ihr nach. Doch sobald er glaubte, ihr nahe zu sein, wußte sie geschickt durch eine Seitenschwenkung sich ihm wieder leise sichernd zu entwinden. Endlich aber hielt er sie doch fest in seinen Armen.

„Gefangen!“ lachte er.

„Ja, das hast Du,“ versetzte sie. „Mußte früher nicht immer der Mann, wenn er ein Mädchen liebte und besitzen wollte, dasselbe einfangen und rauben? Sag's mir, Franz! Ich hab' mal in einem Buche so etwas gelesen.“

„Hab' ich Dich denn lieb, Thilde? Woher weißt Du das?“

„Einen Herzschlag lang sprach keines ein Wort. Dann auf einmal schlang sie ihre Arme um seinen Nacken, Thränen entstürzten ihren Augen, und unter Schluchzen und Beben berührten ihre Lippen zum ersten Male seinen Mund, heiß und zuckend.“

„Franz!“ schrie sie auf, „weil ich Dich lieb habe, über alle Maßen, für mein ganzes armseliges Leben!“ Und sie drückte sich noch fester an den Geliebten, als könne sie ihn verlieren. „Geh' nicht von mir,“ bat sie leise, „sonst bin ich verlassen auf der Welt. Mir graust vor meiner Zukunft wie vor dem Tode!“ Sie barg das flammende Antlitz an seiner Schulter. In stummer Wonne hielt er sie umfassen. So standen sie lange, ein junges Menschenpaar, zitternd und glühend in Schmerz und Glück. Durch die Wipfel des dunkel aufstarenden Waldes strich heimlich der Nachtwind, und deutlich klang das leise Nieseln eines Bäckleins durch die weite Stille.

„Thilde,“ flüsterte er endlich und hob ihr zuckendes Antlitz zu sich empor, „ich will Dich lieben, ewig — ewig!“

„Schwore es nicht!“ sprach sie, unter Thränen lächelnd, „ich glaube es Dir. Siehst Du, da drüben kommt jetzt aus den Wolken der Thurm des Schneekopfes heraus. Schon an jenem Sonntag Abend, als wir auf dem Berge standen, da wußte ich, daß mein Herz für immer Dir gehören würde, Dir allein, Du Guter, Lieber!“ Sie hob ihr Gesicht dicht vor das seine und blickte ihn lange, tief und ernst an. „Habe mich immer lieb, Franz, immer — auch wenn ich nicht mehr bei Dir bin.“

„Thilde — sprich nicht so — jetzt nicht so!“ bat er bestürzt.

„So oder so,“ antwortete sie leise wie im Selbstgespräch, „ich überlebe' es doch nicht.“

„Thilde, ich hab's Dir versprochen — ich will Dich immer lieb haben!“

„Das weiß ich, und ich fühl' es auch!“ Sie preßte heftig die eine Hand gegen das Herz. „Da drinnen,“ lächelte sie matt, „das hat seinen eigenen Willen — seinen eigenen, Franz. Und wenn Du einmal von hier fortgehst oder —“ sie stockte — „mein Vater mich doch zwingt zu dem, was ich verabscheue — dann — Franz!“

Sie schlang auf's Neue ihre Arme um ihn und hing an seinem Hals. „Sei nicht böse — ich träume — und Alles wird noch gut vielleicht. Nicht?“ Er nickte stumm, und die jungen Menschenlippen fanden sich wieder im langen, seltsamen Kusse. Viertelstunde auf Viertelstunde verrann, bis aus dem Thalgrunde herauf die Thurmuh der Dorfkirche die zehnte Stunde verkündete. Da riß sie sich los von seinem Munde und aus seinen Armen.

„Nun muß ich heim, Franz!“ sprach sie traurig. „Wenn mein Vater dies merkte — o, er ist hart und grausam! Ob ich morgen komme, weiß ich nicht — aber das weiß ich, ich gehe nach Hause, ein heimlich Glück im Herzen — so groß, daß mich's fast ängstlich macht. Aber nun komm' — die Zeit verrinnt.“

Sie hing sich in seinen Arm, und so schritten sie, Hand in Hand, die Bergwiese wieder hinan und dann unter den Obstbäumen der Landstraße weiter. Ungefähr hundert Schritte vor der ersten Hütte, deren schieferbekleidete Wetterwand im Mondlichte silbern blinkte, hielt sie an.

„So,“ sagte sie zärtlich, „nun laß mich allein gehen. Folge auch nicht gleich, oder gehe hier durch die Felder nach der Hauptstraße hinab.“ Sie schlang noch einmal ihre Arme um ihn und küßte ihn heiß und heftig. „Gute Nacht, gute Nacht, Franz! Vergiß Deine Thilde nicht, auch wenn sie nicht so bald wiederkommen sollte.“ Noch einmal preßte sie ihren Mund auf den seinen. „Gute Nacht, Franz! — Gute Nacht!“ Dann eilte sie von dannen.

Lange stand der junge Mann wie gebannt an der Stelle, wo sie ihn verlassen. Unverwandt schaute er ihr nach, als sie schon längst verschwunden war. Trotz aller Seligkeit vermochte er doch nicht Herr eines Gefühls zu werden, das wie unbestimmtes Beh sein Herz durchzitterte. Ihm war es, als tauche die blasse, liebe Gestalt des Mädchens immer tiefer in Nebel zurück, in eine weltweite Ferne, in ein ödes, verlorenes Nichts. —

Tage verrannen nun, ohne daß Thilde sich wieder blicken ließ. Nur einmal, als Franz Gabler nach Feierabend die Straße hinauf zu dem alten Grenzstein schreiten wollte, sah er sie plötzlich am Fenster ihres Hauses stehen. Sie sah noch blässer denn sonst aus und zeigte vom Weinen geröthete Augen. Als er mit leisem Gruß sie fragend ansah, da ging erst ein mattes Lächeln über ihr Gesicht, sie preßte die Fingerspitzen beider Hände an die Lippen und bewegte sie darauf gegen ihn hin, als wolle sie ihm innigste Küsse senden. Dann aber legte sie die Hand traurig auf's Herz und schüttelte hastig den Kopf, damit andeutend, daß sie auch heute nicht kommen könnte. In diesem Augenblicke mußte wohl jemand die Stube betreten. Thilde nickte noch einmal; ihre schönen Augen hesteten sich seltsam auf den Geliebten — dann war sie verschwunden. Schwer aufathmend ging Franz Gabler noch ein Stück Weges aufwärts, um kein Aufsehen durch eine plötzliche Rückkehr zu erregen, hinter den letzten Häusern stieg er dann rechts die Berglehne empor bis zum Fichtengehölz, das sich bis hierher vorschob. Da ließ er sich im Moose nieder, sehnenden Herzens seinen trüben Gedanken nachhängend. —

Der Rest der Woche verging, aber Thilde blieb wie verschollen. Selbst am Fenster vermochte Franz Gabler sie trotz scharfen Spähens nicht mehr zu erblicken. Es war am Sonnabend gegen Abend, als ein kleiner, blau-bekleideter Bursche mehrmals um die Apotheke schlich. Als er endlich oben am Fenster der Wohnung das blondbärtige Gesicht des Apotheken-Besizers auftauchen sah, nickte er befriedigt und hüpfte gleich darauf die Steinstufen zur Apotheke hinauf. Der Provisor saß am Tische und ließ leise die Finger über die Zither gleiten. Nun stand er auf.

„Was willst Du, Junge?“

Der Kleine legte den ausgepreizten Zeigefinger der Rechten auf den Mund und überreichte darauf hastig ein in Briefform zusammengelegtes Papier. „Einen schönen Gruß, Herr Provisor, soll ich ausrichten!“

„Von wem kommst Du denn?“

Aber der Bote war bereits wieder die Stufen hinunter und stürzte über die Straße fort. Franz Gabler entfaltete neugierig das Papier und dann las er in freudiger Erregung:

„Ich muß Dich auf alle Fälle morgen noch einmal sprechen. Erwarte mich um 7 Uhr an unserem alten Steine.“

Deine Thilde.“

„Noch einmal sprechen“ schreibt sie,“ so sprach er für sich hin. „Zimmer diese Traurigkeit, die mich selbst schon angestekt hat. Vorläufig aber will ich mich freuen, sie wenigstens nun morgen wieder sehen zu dürfen.“ Und er überslog noch einmal die wenigen, hastig hingekritzten Worte. Dann küßte er dieselben und steckte das Briefchen in seine Rocktasche.

(Schluß folgt.)

Radbruch verboten.

Mittenwalder Geigenbauer.

Von Heinrich Lee.

Mit einem Bilde von E. Bennewitz von Loefen jun.

An der Südgrenze von Bayern, hart an der hochberühmten alten Römerstraße, die sich zwischen den Bergen hinunterwindet in die grünen Täler Tirols, liegt der Flecken Mittenwald. Es ist Herbst. Von der schneebedeckten Wand des Wettersteines braust der Föhn und jagt durch die Gassen. Die Häuser sind seltsam gebaut, eines tritt neben dem andern immer ein wenig zurück, und die Fronten bilden ein Zickzack. So hat jedes Haus ein doppeltes Licht, vorne und an der Seite. Sauber und behäbig sehen sie aus, und viele sind mit schönen, bunten Bildern bemalt. Merkwürdig sind auch die weiten, gewölbten Thoreingänge mit den grün angefrischten Thüren. Einst zogen unter diesen Wölbungen hochbedeckte Wagen ein, und durch die Gassen, die nun still und einsam sind, rauschte ein wogendes Leben. Was Nord und Süd an Waren mit einander tauschte, die Kaufherren droben am Niederrhein und die unten in der Levante, das nahm den Weg über diese Straße, und Mittenwald war ein Hauptstapelplatz. Auf den steinernen Bänken vor den Häusern lirrte venetianisches Gold, hier hatte die Lagunenstadt einen Markt, so groß wie die Märkte in Frankfurt und in Leipzig. Das ist nun schon dreihundert Jahre her, und nur die gelbe Postkutsche und der wandernde Tourist kommen noch die alte Straße herauf.

Es ist Herbst. Die Heuernte, die Wiesmad, ist beendet. Hellgelbe Kinder mit merkwürdig langen und herabfallenden Ohren haben sie hereingezogen, und oben auf dem Heu lagen kräftige, braune Männer. Nun sitzen sie in den Stuben hinter den Fenstern, hantieren mit dem Schabeisen, dem Stichel und dem Messer. Was sie machen, das sind Alles Geigen und Zithern und Lauten. Mehr als zwanzigtausend Geigen, an Werth über eine halbe Million Mark, gehen alljährlich aus diesen Häusern hinaus in die Welt. Das ist hier die Heimstatt der deutschen Geigenmacherei, und darum heißt der Ort auch das deutsche Cremona. In einer besonderen Schule wird der künftige Geigenmacher zu seiner Kunst herangebildet, und hier hinein führt uns der Maser. Es sind halbwüchsige Burschen, gesund und frisch, und alle gebürtige Mittenwalder. Denn nur solche nimmt die Schule an, ebenso wie die beiden Großhäuser nur Ortsgebürtige beschäftigen. Der Handel wird nämlich nicht von den Geigenmachern selbst, sondern von Verlegern betrieben. Für diese arbeiten die Geigenmacher und die Schule. Die Verleger liefern der Schule deshalber auch das Material, das Holz, und mit dem Holze hat es seine Bewandnis. Nicht weit von dem Schulgebäude rauscht ein Gießbach. Daran steht eine Sägemühle. Vor der Mühle liegen harte, lange Baumstämme aufgeschichtet, alle schon der Rinde entkleidet. Aus diesem Holze werden die Geigen gemacht. Die Stämme sind Fichte und Ahorn. Die Fichte liefert die Decke der Geige, der Ahorn den Boden. Nicht jeder Stamm eignet sich aber. Vor Allem müssen die Stämme schlank und gerade sein, sie dürfen keine sogenannten Keste und keine Quallen haben, damit die Bretter nicht ungleichmäßig werden. Die Ringe im Stamme dürfen nicht zu weit und nicht zu eng zusammen stehen. Stehen sie zu weit, so wird der Ton schwammig, stehen sie zu eng, so wird der Ton zu klein. Bei der Fichte, bei der Decke der Geige, handelt es sich also um die Wirkung auf den Ton. Anders beim Ahorn, dem Boden. Der hat mit dem Tone nichts zu thun, der ist nur Schönheitsfache. Je stärker die Schraffirungen im Holze sind, die sogenannten Flammen, für desto schöner gilt der Ahorn. Geschnitten wird das Holz nach der Mittelachse des Stammes zu, die Stücke haben also die Gestalt eines Keiles. Gute Stämme wurden früher in den reichen Wäldern bei Mittenwald selber in großer Zahl gefunden. Die sind nun aber schon alle verbraucht, und die Beschaffung macht große Schwierigkeiten. Viel liefert jetzt Galizien und Ungarn. Sehr empfindlich fallen dabei die Kosten für den Transport in's Gewicht. Ist so das Holz geschnitten, wird es getrocknet. Ein paar Schritte von der Mühle, der Feuersgefahr wegen ganz abgeändert von anderen Gebäuden, steht das Trockenhaus, ein hölzerner Bau, in dem Dache mit zahlreichen Luten, alle geöffnet und von der Sonne durchschienen. Allein fünfzigtausend Geigenböden liegen hier aufgehäuft. Zwölf bis fünfzehn Jahre ruhen sie so, die Decken und Böden zu den Contrabässen sogar zwanzig Jahre. Keine Versicherungssumme könnte einen Feuerschaden hier decken, denn der Betrieb wäre auf Jahre hinaus lahm gelegt. Das Trocken wird nur durch die Luft und die Sonne besorgt. Chemische Einwirkungen, wie sie manchmal angewendet werden, schaden dem Holze. Nun geht es an das Ausarbeiten der zugeschnittenen Stücke. Ein Theil davon wandert in die Schule.

Mit kleinen Stacheln und Gabeln bearbeitet der Schüler das rohe Stück. Das eine wird sorgfältiger gemacht, mit schönen Schweißungen und Buchten, das andere einfacher, der Schwung der Linien weniger herausgearbeitet, je nachdem das Holz gut oder minderwertig ist, und so den Preis der Geige bestimmt. Dann werden Boden und Deckel zusammen gefügt, das Ganze heißt nun der Corpus der Geige. Weniger Schwierigkeit, weil mehr mechanischer Art, bereiten dem Schüler die übrigen Theile. Das Griffbrett wird einfach mit dem Hobel hergestellt. Bei guten Instrumenten besteht es aus Ebenholz, das aus Madagaskar bezogen ist, ebenso der Wirbel; bei den billigeren Sorten ist es gefärbtes Birnbaumholz. Wirbel, Hals, Schnecke und Steg fertigt der Schüler an der Drechslerbank. Noch aber steht ihm die schwerste Aufgabe bevor, das Zusammenfügen von Corpus und Hals. Beide müssen in einem richtigen Größenverhältnisse zu einander stehen, denn die Corpuse und Hälse sind sich an Länge nicht immer gleich. Von dieser Arbeit hängt die Schwingung der Saiten ab, sie ist also von größter Wichtigkeit. Jetzt lernt der Schüler den noch weissen, ungefärbten Corpus lackiren, gelb, roth oder braun; die hellen Farben sind beliebter als die dunkeln. Diese Vorliebe stammt noch aus dem heimathlichen Italien her. Die dunkelbraune Farbe begehrt man nur in Amerika, neben England, Frankreich, der Schweiz und Italien das hauptsächlichste Absatzgebiet der deutschen Geigenmacherei. Die Zubereitung des Lades ist ein Geheimniß. Je feurriger und je durchsichtiger der Anstrich wird, so daß er also die Maserung des Holzes nicht verdeckt, für um so schöner gilt er. Die billigen Geigen werden nur einmal gestrichen, und der Lack trocknet sofort. Anders die besseren, die ein paar Mal und auch mit einem andern Lade bearbeitet werden. Mit jedem neuen Anstrich wird nämlich die Farbe feurriger und schöner. Dann hängt man die Instrumente unter ein schützendes Zelt zum Trocknen, wobei sie der Sonnenhitze ausgesetzt sind. Die guten Geigen werden also nur im Sommer gestrichen. Das Modell, nach dem die Mittenwalder ihre Geigen bauen, ist noch immer der unsichtliche Stradivarius mit dem prächtigen Schwünge und der kräftigen Eleganz, die man am besten mit eigenen Augen sieht, weil sie sich kaum näher kennzeichnen läßt. Eine Sammlung zeigt auch die andern Modelle, die indessen nur noch eine geschichtliche Bedeutung besitzen. Das Modell von Maccini, mit den Ornamenten im Boden, der Guarneri, mit den steifen F-Löchern, der schwerfälligen Schnecke und den auffallenden Keinen Ecken; das gerade Gegentheil davon, mit den langen Ecken und der zierlichen Schnecke, der bewunderte Amati. Auch die Modelle jener beiden Männer, der Väter der Mittenwalder Kunst, das von Jakob Steiner, mit der eigenthümlichen Schraffurung am Boden, den sogenannten Vogelaugen, und der hohen Wölbung, und das andere, mit den etwas schweren und breiten Formen, von Matthias Klop. Noch heute erzählen sich die Mittenwalder deren Geschichte:

Jakob Steiner lebte um den Anfang des vorigen Jahrhunderts. Lange Jahre war er in Italien gewesen und hatte dort bei den berühmten Geigenbauern in Brescia, Cremona, Verona, Mantua, Benedig, Florenz, Rom und Neapel die schwere Kunst gelernt. Dann kam er heim, der erste, der in Mittenwald nun selber Geigen machte. An den Ufern der Niar standen dunkle Fichtenwälder. Dort fand Meister Steiner sein Holz, und bald waren die Steinerschen Geigen in der Umgegend begehrt und berühmt. Zur selben Zeit lebte in Mittenwald ein armer Mann, Namens Urban Klop. Der hatte einen Sohn, mit Namen Matthias. Er hatte aber noch viel andere Kinder, und die Zukunft machte ihm Sorgen. Da fehrte eines Tages in Mittenwald ein Fuhrknecht ein, der mit seinem Wagen nach Cremona zog. Schon lange dachte Urban Klop daran, ob sein Sohn Matthias nicht auch ein Geigenbauer werden könnte, wie Meister Steiner, sein berühmter Nachbar. Da gab er ihn dem Fuhrknechte mit, er solle ihn in Cremona in einer Werkstatt bei einem guten Meister unterbringen. Das gelang. Ein Meister nahm den kleinen Burtschen — Matthias war erst zehn Jahre alt — freundlich auf, und dieser Meister hieß Miola Amati. Er war ein gütiger Mann, und mit Vergnügen sah er, wie der kleine deutsche Burtsche die fremde Kunst erfaßte und bald einer der Geschicktesten in seiner Werkstatt war. Zugleich mit Matthias arbeiteten noch andere Schüler. Einer darunter hieß Andrea Guarneri und ein anderer Antonio Stradivarius. Mit scheelem Auge sahen die Wesschen dem Glücke des deutschen Genossen zu. In einer dunkeln Nacht lauerten sie dem Fremdlinge auf und fielen mit Waffen über ihn her. Nur mit Mühe rettete Matthias sein Leben. Gern hätte Meister Amati den deutschen Schüler behalten, aber um seiner Sicherheit willen schickte er ihn von sich, und fremd irrte nun Matthias im Lande umher. Viele Abenteuer bestand er, und eine Weile trug er auch das Wams des Landsknechtes. Endlich im dreißigsten Jahre seines Lebens fehrte er in seine Heimath zurück. Sein Gedanke war, sich nun selbst eine Werkstatt einzurichten, ein Meister zu werden wie Meister Steiner und die Italiener, und auch die Andern in Mittenwald die fremde Kunst zu lehren.

In der kleinen alten Kirche, die heute noch im Orte steht, am Hochaltare, zu dem durch's Fenster der Schnee des Wetterfeines hereinglänzt, kniete er nieder und bat die heilige Mutter um Hilfe; und noch heute zeigt der Mittenwalder in dem Altarfeine den eingekragten Namenszug „Matthias Klop“. Die Mutter Gottes erhörte das Gebet, und bald zogen die Mittenwalder Lautenmacher, so hießen sie nun im Lande, die deutschen Straßen kreuz und quer dahin, auf ihrem Rücken die Büttle mit den Geigen. Durch Bayern zogen sie und durch Tirol, hierauf gen Norden bis nach Augsburg und Nürnberg, wo der reiche Herr von Fugger die berühmte Instrumentensammlung hatte, und bis nach Frankfurt und Leipzig auf die Messen. Besonders nach den Abteien, Klöstern und Stiften, den Residenzen und Schlössern kamen sie, dortwo die alte Musica zumeist gepflegt wurde; und immer und überall waren sie gern gesehene Gäste, denn sie konnten nicht nur selber vortrefflich auf den Saiten spielen, sondern wußten auch allerlei Geschichten und Schurrten, die sie auf den Landstrahlen und in den Herbergen zusammengeholt hatten. Heute freilich zieht der Mittenwalder nicht mehr die Straßen entlang, und mit der Romantik ist's vorüber. Dankbar erinnern sich aber die Nachkommen ihres Matthias Klop. Im Orte steht sein Denkmal, und mit chernem Gesichte sieht er jetzt auf sein gelungenes Werk herab.

Etwa vier Jahre bleibt der Schüler in der Lehranstalt, dann muß er als Probestück eine ganze Geige bauen, worauf er Arbeiter wird. Als solcher fertigt er keine ganze Geige mehr, sondern nur noch Theile. Der eine macht die Corpuse, der andere die Griffbretter und Stege, der dritte die Hälse mit

den Schnecken. Der Ort hat ungefähr dreihundert solcher Arbeiter. Ein guter Corpus-Arbeiter bringt es den Tag auf 3 Mark 50 Pfennig. Vor Concurrenz ist er geschützt, und dazu hat er noch sein Feld und sein Stück Vieh. Kommt dann der Sommer wieder, dann ruht der Stachel und das Messer, und der Geigenmacher zieht hinaus in's Thal, wo die grüne Niar schäumend flürzt und wo einst die dunkeln Fichten standen, die seine Ahnen mit der Art abblieben zum frohen Klange der Saiten.

Nachdruck verboten.

Pap Wendel.

Humoreske von Felix von Stenglin.

Pap Wendel war ein in sich gefesteter Mensch. Mit seinen sechzehn Jahren sah er die Welt in- und auswendig zu kennen. Sohn eines verstorbenen Offiziers, selbst zum Offizier bestimmt, war ihm das Portepée der Jubegriff alles Hohen auf der Welt. Was nicht Soldat war, durfte sich wohl seinem — stets sehr aufrichtigen und bestimmten — Urtheil stellen, kam aber bei ihm erst weit hinter Allem, was den bunten Mod trägt. Klein und unterlegt von Statur, so zu sagen kugelig, besaß er eine unerschütterliche Gesundheit, ein tadelloses Gehir und Muskeln von Eisen. Beim Reden pflegte er alle Vocale um einen Grad zu breit auszusprechen, so daß sein Wahlspruch aus seinem Munde folgendermaßen klang: „Ein ächtes Soldatenland moß Kolber präßen.“

„Weiß Gott, wie er im Cadetten-Corps mein Freund geworden war. Seine Verdrießlichkeit fand ich immer etwas gewöhnlich, sein Aufgehen im Soldatenstande war mir unsympathisch, wogegen seine Bestimmtheit und sein Selbstbewußtsein mich eher belustigten.“

Aber Freunde sind ja so selten. Und er war ein guter Kerl. Nie schlechter Laune, immer gefällig, verbarg er unter rauher Schale ein treues Gemüth.

So war er es, den ich mir ausersah, mit mir in den Osterferien meine Heimath zu besuchen. Ich hatte noch nie einen Kameraden mit nach Hause genommen, und doch brannte ich so darauf, einmal mein Elternhaus zu zeigen. Keine Gelegenheit ließ ich vorübergehen, ohne die Herrlichkeiten desselben zu schildern. War es doch das Höchste, das Schönste, das Beste, was ich auf der Welt hatte. Unser Haus war von meinem Vater erbaut, ein villenartiges, hübsches Gebäude mit freundlichem Garten und einer wunderschönen Fernsicht. Mir erschien es wie ein Zauberpalast. Die Einrichtung bestand zum Theil aus der Urväter Hausraath, zum Theil war sie neueren Ursprungs, der Charakter des Ganzen zeigte gediegene, gemüthliche, geschmackvolle Einfachheit. Ich glaubte nichts Bornehmeres, nichts Apatheres zu kennen. Daß ich auf die ehrwürdige Erscheinung meiner Eltern, auf die edle Sinnesart meines Vaters, die jugendliche Lebhaftigkeit und Freundlichkeit meiner Mutter, auf den gediegenen Ernst meines älteren Bruders und nicht zum Letzten auf meine im Hause weilende Cousine Gustchen, eines der hübschesten Mädchen, die ich je gesehen zu haben glaubte, stolz war, ist ja natürlich.

Das Alles sollte nun mein Freund Pap — wie er zu dem Namen gekommen war, weiß ich nicht, eigentlich hieß er Philipp — das Alles sollte er nun kennen lernen. Ich konnte die Zeit nicht abwarten. Aber auch er war gespannt, das von mir in glühendsten Farben geschilderte Heim persönlich zu erschauen. Seine Eltern hatten nie eine eigene Besizung gehabt, sondern immer nur zur Miete gewohnt. Und dann — bei einem Kammerherrn! Nun ja, das mußte man neben dem Militär schon gelten lassen. Außerlich blieb übrigens mein Freund ganz ruhig und bewahrte seine Selbstbeherrschung. Das Einzige, was ich ihm anmerkte, war, daß er häufiger als sonst seine Rede kurz abbrach und mit einigen Kraftsilben, die schnell hintereinander ausgesprochen wurden, z. B. „Bums — knads — ratsch!“ beschloß.

Endlich waren wir da. Aufgeregt blickte ich ihn an, um die Wirkung zu beobachten, die zunächst unser Haus auf ihn ausüben würde. Mein Herz war bereit, Lob, überschwängliches Lob in sich aufzunehmen.

Wir stiegen die Treppe hinauf. Oben auf dem Vorplatz erschien bereits mein Bruder. Ohne sich einzuweilen um diesen zu bekümmern, ließ Pap seine Augen suchend umhergeschweifen. Plötzlich schien er gefunden zu haben, was er suchte.

„Ist das die Figur, von der Du mir erzählt hast?“ fragte er.

„Ja,“ erwiderte ich.

Unter dem Spiegel stand nämlich eine Bronze-Gruppe, eine weibliche Figur auf einem Tiger darstellend. „Die hab' ich mir größer vorgestellt,“ sagte er ruhig.

Es war mir das etwas unangenehm vor meinem Bruder, denn es sah so aus, als hätte ich in unverdächtigter Weise mit dem Dinge renommirt.

Ich machte nun Pap mit meinem Bruder bekannt. Seine Verbeugung, sein Händedruck konnten nicht correcter sein. Dann warf er den Mantel ab wie ein Feldherr, löste das Säbelloppel mit einem Ruck und hängte es an den Kleiderriegel, holte darauf, während ich nur mit der Hand über die Haare fuhr, seine beiden Taschenuhren heraus, um sich in einigen Augenblicken tadellos zu frisiren. Als er vor uns in's Eßzimmer getreten war, machte er erst, ohne Jemanden anzusehen, eine allgemeine Verbeugung, schritt dann auf meine Mutter zu, um ihr die Hand zu küssen, ergriff die ihm gebotene Rechte meines Vaters und machte meiner Cousine noch eine specielle Verbeugung. Alles correct.

Wir setzten uns gleich zu Tische. Ich beobachtete ihn scharf, und wenn er sich im Zimmer umsaß, siebete ich förmlich bei dem Gedanken, was er wohl sagen werde.

Von selbst sprach er wenig, da er sehr eifrig mit Essen beschäftigt war, auf die an ihn gerichteten Fragen aber antwortete er ungenirt. Als mein Vater fragte, wie ihm beim ersten Anblick die Stadt gefallen habe, meinte er: „Ganz hübsch, aber die Häuser hab' ich mir schöner vorgestellt.“

Ich erwiderte und blickte auf meinen Teller.

Uebrigens nahm er hintereinander Folgendes zu sich: Zwei Schnitzel mit Bratartoffeln, zwei dicke Butterbrote (bei uns zu Hause nannte man sie Cadetten-Scheiben) mit Leberwurst, wobei man im Zweifel sein konnte, was dieser auf dem Brode lag, die Butter oder die Wurst, eine Portion Gänse-Weißsauer,

zwei Eier, einen Teller rothe Brühe mit Milch, ein Butterbrot mit Käse, eine Tasse Thee mit zwei Stücken Nudeln, zwei Flaschen Bier und schließlich — die Schüssel hatte er vorher nicht entdeckt — einen Bückling. Auch nachdem er hiermit fertig war, ließ er noch die Blide auf dem Tisch umhergeschweifen, dankte aber, ob aus Bescheidenheit oder weil er sich die Befehung des Tisches reicher „vorgestellt“ hatte, weiß ich nicht.

Aufgefallen war mir, daß er trotz seines guten Appetits noch Zeit gefunden hatte, meine Cousine so oft anzublicken. Diese, als ob ihr das Vergnügen gemacht hätte, sah ihn wieder an, und wenn er sie dabei erappte, bemerkte ich eine ungewohnte Unruhe an ihm. Als sie einmal hell aufachte mit ihrer klaren Stimme, da suchte er förmlich zusammen.

Nachher zeigte ich ihm die Zimmer. Zunächst die Ahnenbilder, auf die ich immer so stolz gewesen war. Er sah sie sich an, ging aber beleidigend schnell darüber hinweg. „Die müssen eigentlich auf dem Corridor hängen,“ sagte er nur, als ihrer immer mehr vor ihm auftauchten. Ich widersprach nicht, um ihn nicht zu reizen.

Im Zimmer meines Vaters blickte er sich prüfend um. Hier durfte ich eine ganz besondere Wirkung erwarten. Die schweren, geschmackvollen eigenen Möbel, die interessanten, werthvollen Reminiszenzen, die Jagdtrophäen und Gemälde, alles das dünkte mich der Bewunderung werth. Und dann befanden sich in dem Zimmer sechs Uhren! Jede einzelne hatte ihre besondere Geschichte und ihren eigenartigen Charakter. Wenn ihm das nicht imponirte, war er von Stein.

Zunächst wies er auf den Schreibtisch meines Vaters. „Soll der Tisch so schief stehen?“ fragte er.

„Freilich!“ erwiderte ich fast getränkt. „Nur gewöhnliche Leute stellen ihre Möbel gerade.“

Wir standen einen Augenblick still.

„Hörst Du?“ sagte ich. „Die Uhren.“

Ich dachte, er würde sie sich ansehen.

„Unausstehliches Getöse!“ meinte er. „Dabei könnte ich nicht arbeiten.“ Schon wollte er sich umdrehen und das Zimmer verlassen. Es ließ ihn anscheinend gänzlich ungerührt. Halb verzweifelnd beugte ich mich zu ihm. „Wie findest Du es denn sonst?“ fragte ich demüthig und an seinem Munde hängend. „Sonst ganz niedlich,“ antwortete er und ging weiter.

Am nächsten Morgen wurde das ganze Haus gründlich besichtigt. Als wir die Treppe zum Souverrain herabstiegen, äußerte er: „Das kommt mir sehr verbaunt vor.“ Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Der Gedanke war mir noch niemals gekommen. Ich suchte ihm die Idee möglichst auszureden, was mir schließlich auch in so weit gelang, als er zugab, er könne sich geirrt haben. Ich athmete auf.

Dann wurde der Weg auf den Hof angetreten.

„Wo ist denn der Pferdestall?“ fragte er erstaunt.

„Da ist er ja,“ sagte ich, auf das verhältnismäßig kleine, vor uns stehende Gebäude zeigend.

„Ach so, das ist er —“

„Wir haben ja nur zwei Pferde,“ bemerkte ich entschuldigend.

Zu den Pferden ging er sofort hinein, untersuchte ihr Gehir nach ihrem Alter, strich ihnen die Beine entlang und drückte mit der Hand auf ihren Rücken. Einige Fehler entdeckte er natürlich auch hier. Ich war schon recht niedergeschlagen.

Er wandte sich zur Thüre.

„Wollen wir uns denn nicht den Heuboden ansehen?“ fragte ich erstaunt. Er konnte freilich nicht wissen, daß sich mit dem Heuboden einige meiner schönsten Erinnerungen verknüpften. Dort hatten wir immer in den Ferien mit unseren Hundchen Mäuse gesucht, und von der Bodenlufe aus war einst jener waghalsige Sprung der von uns verfolgten Kasse auf den Hof hinaus geschehen, während wir vier, zwei Knaben und zwei Hunde, verblüfft das Nachsehen gehabt hatten.

„Heuboden?“ äußerte Pap. „Langweilig. Komm! Fertig. Bums — knads — ratsch!“

Ich zuckte die Achseln. „Nun, im Allgemeinen gefällt es Dir wohl nicht sehr bei uns?“ fragte ich ärgerlich.

„Die Einrichtung hab' ich mir anders vorgestellt,“ erwiderte er.

„So!“ machte ich verstört.

„Die Möbel,“ fuhr er mit unerschütterlicher Ruhe fort, „sind etwas — etwas —“

„Primitiv, meinst Du wohl?“ warf ich spöttisch ein.

„Jawohl!“ kam's wie aus der Pistole geschossen heraus.

Beleidigt wandte ich mich ab. „Das ist ja sehr lebenswürdig von Dir!“ sagte ich.

Pap hatte offenbar keine Ahnung von der Bedeutung des Fremdwortes „primitiv“ und fühlte wohl erst, als ich mich so abwandte, daß es etwas sehr Kränkendes für mich enthalten müsse. Daher senkte er schnell ein.

„Das heißt — ich meine — etwas unmodern — bei einem Kammerherrn und nach Deinen Schilderungen hab' ich mir das eben eleganter vorgestellt.“ Dann trat er auf mich zu und legte seine Hand auf meinen Arm: „Du wirst mir das doch nicht übel nehmen?“ fuhr er fort. „Kopf gerade, Brust heraus, Mensch, ärgere Dich nicht. Fertig. Ratsch — ratsch!“

Ich ärgerte mich aber doch.

Auch in den nächsten Tagen wurde meine Stimmung gegen den Freund nicht besser, denn er fuhr mit unerschütterlicher Ruhe fort, seinen Tadel über die mir heiligsten Dinge auszusprechen. Das Schloß hatte ihm zu viel Thürme, das Theater war ihm zu einfach. Die Dampfmaschine fand er „nuttig“, den Marstall zu lang. Seinen stärksten Spott aber goß er aus über die altherwürdigen Droschken meiner Vaterstadt — mir war allerdings von jeher übel geworden, wenn ich längere Zeit in einem dieser trotz ihrer zwei Pferde so unendlich langsam dahinschaukelnden Gefährte gefahren hatte, aber brauchte er darüber zu spotten? — oder auch über unsere seit fünfundsiebenzig Jahren anerkannte Helden-Darstellerin, die er schlankweg eine alte Schraube nannte, oder über den ehrwürdigen kleinen Minister Nolteboom, von dem er behauptete, er sehe genau so aus, wie ein Schuster seiner Vaterstadt!

Was konnte ich da noch für einen Eindruck von meinem weiteren Programm, so z. B. von Lina, unserer Küchenfee, erwarten! Lina war ein Wesen in räthselhaftem Alter, die schon seit Decennien genau so ausgesehen hatte wie jetzt, ein altes Inventarium unseres Hauses, mit wenig äußeren Vorzügen, aber von großer Anhänglichkeit für uns. Ihr von grauem, strähnigem Haar umrahmtes Gesicht mit der rothen Nase und dem eingefallenen Mund, den nur noch zwei Zähne zierten, allerdings solche von fabelhafter Länge, strahlte

jedesmal vor Freude, wenn wir in den Ferien herunterkamen, sie zu begrüßen. Diesmal war sie etwas verlegen, weil Pap dabei war. „Ach nee,“ sagte sie und ließ ihren Blick vom Einen zum Anderen schweifen, um sich dann nach einer Pause ganz mir zuzuwenden. „Wat Sei einmal grot word'n sünd! Nee, nee, wat Sei grot word'n sünd! Hell'ich woff'n sünd Sei, hell'ich woff'n! As Sei noch so lütt wir'n . . .“ Und dabei streckte sie ihre Hand zwei Fuß über die Erde und kicherte. . . . „Nu ward'n S' woll bald Hauptmann un Abschüdant?“

Wir lachten. „Nun, ein bißchen dauert's noch,“ erwiderte ich.

„Nu dei is oot ut de Stafetenschaul?“ fuhr sie, auf Pap zeigend, fort. Ich begriff nicht gleich, daß dies merkwürdige Wort „Cadetten-Schule“ bedeuten sollte. Als ich es erfaßt hatte, bejahte ich ihre Frage und erkundigte mich dann nach ihrem Befinden und Ergeben. Aber das langweilte Pap. „Na, wenn Ihr Euch schon unterhaltet,“ rief er, „dann redet wenigstens eine menschenwürdige Sprache, Botokeudisch versteh' ich nicht.“ Und damit wandte er sich um und schritt durch das Souverain wie ein Commandeur, der die Cajerne inspiciert.

Ich verzweifelte daran, ihm für irgend etwas besonderes Interesse abzugewinnen.

Das Einzige, was ihn nach wie vor anzog, waren Gutschens Schelmengänge. Wenn nichts dies stahlbekehrte Herz rühren konnte, ihr Blick sentte sich tief hinein.

Er war nicht der Mensch dazu, dies zu verstehen. Wenn wir im Familientreise zusammen waren, sprach er fast nur mit meiner Cousine, er schenkte ihr sein bezauberndstes Lächeln und seine sanftesten Blicke. Wenn sie irgend einen Gegenstand in der Hand gehabt hatte, ein Bild, einen Stuhl, ein Buch, sofort berührte er diese Dinge an derselben Stelle, wo ihre kleinen weißen Hände gelegen hatten. Wenn er gar an ihrer Seite saß und ihr das Garn hielt, so kam er mir vor wie der von Venus Reizen bezauberte und in Fesseln geschlagene Mars.

Einmal, als wir zu Bette gingen, äußerte er: „Deine Cousine ist ein capitales Mädel.“

„Nicht wahr?“ sagte ich, froh, daß doch etwas im Hause seine ungetheilte Anerkennung fand.

„Schade — zu alt,“ fuhr er fort. „Oder auch nicht. Werden ja sehen. Ruhig. Bums — knads — ratsch!“

Eine Weile dachte ich nach. Dann richtete ich mich auf. Ich wollte der Sache auf den Grund gehen. „Liebst Du sie denn richtig?“ fragte ich.

Keine Antwort. Er schnarchte.

Cousine Gutschens mit ihren fünfzehn Jahren fand diese Huldigungen späßhaft und kokettirte regelrecht mit ihrem Anbeter. Das setze ihn nur noch mehr in Flammen.

Da geschah etwas Ungeheures. Pap dichtete. Zwei Tage ging er gedankenbeschwert umher, endlich war er mit folgendem Verse fertig:

Daß ich Dich liebe, weißt Du längst,
So laß mich nicht mehr warten,
Ach, nur ein Wort und einen Kuß
Auf dem Hofe oder im Garten!



Die Weigenbau-Schule in Mittenwald. Nach dem Bilde von G. Bennenitz von Loefen jun. — Siehe Seite 67.

Photographie-Vortrag von Frau Quastner, u. G., München.

Das war seine Liebeserklärung. Er las sie mir vor. Ich war erstaunt über die Kühnheit. Was? Er wollte ihr wirklich den Vers zustellen? Das erschien mir unmöglich. Er aber, siegesgewiß, wie er war, meinte: „Ein ächtes Soldatentum muß Polver frassen.“

Meine Cousine war doch wirklich ein verflüchtetes Mädel. Sie antwortete ihm, indem sie einen Zettel in ein Buch schob, das er gleich darauf in die Hand nahm, folgendermaßen:

Ah, endlich schlägt die Stunde mir,
Wo ich Dich allein soll erblicken!
Um Neun heut' Abend am Pferdehals,
Da darfst Du mich an Dich drücken.

Und als er dies heimlich gelesen hatte und tief erröthend verflohen zu ihr hinüberblickte, schlug sie schmachend die Augen zu ihm auf. Dann eilte sie aus dem Zimmer.

Als ich ihn nach der Antwort fragte, sagte er mir nichts. Diesen Erfolg hatte er trotz seines Selbstbewußtseins wohl nicht erwartet. Die Sache wurde ernst. Er wollte offenbar keinen Mitwisser haben. Aber durchblicken ließ er allerdings, daß er wiedergeliebt werde. Ich sah ihn bewundernd und doch ein wenig unbehaglich an. „Weißt Du, Pap,“ sagte ich ihm, „mir kommt das doch sehr unstatthaft vor.“

„Ach was,“ erwiderte er, „Du verstehst das noch nicht.“ (Ich war ein Jahr jünger als er.)

Am Abend — es war der Tag vor unserer Abreise — vermischten wir plötzlich meinen Freund.

„Wo er nur stecken mag?“ sagte ich zu meiner Cousine.

„Komm!“ meinte sie geheimnißvoll. „Ich will es Dir zeigen.“

Dann ging sie mit mir in den Garten, der heute bei bewölktem Himmel fast finstern dalag, nahm meinen Arm, was ich als große Ehre empfand, und ergabte mir ihren Plan.

„Aber Gustchen!“ rief ich tadelnd. „Wenn Mama das erfährt!“

„Glaubst Du, daß er es ihr erzählen wird?“ meinte sie lächelnd. Und auf mein Verneinen: „Nun, und wir Beide doch auch nicht!“ Dabei drückte sie meinen Arm und wandte mir ihr Gesicht freundlich lächelnd zu. „Ne!“ sagte ich begeistert. Ich hätte die höchsten Eide geschworen.

Am Gartenzaun, von Gebüsch verdeckt, machten wir Halt. „Da steht er!“ sagte Gustchen.

Er bewegte sich und machte einige Schritte. Wir warteten.

Bald hörten wir Jemand auf dem Hof gehen. Gustchen stieß mich an und zeigte mit den Fingern auf eine weibliche Gestalt, die im Dunkel der Nacht dahergewandelt kam.

Da bewegte sich auch schon Pap auf sie zu. Im nächsten Augenblick umarmte er sie stürmisch und drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

Ein doppelter Schrei durchdrang die Nacht. Pap stand, einige Schritte zurückweichend, da und wuschte sich wüthend den Mund. Das weibliche Wesen aber, das, wie ich jetzt bemerkte, Gustchens weißes Kopftuch und ihren Regenmantel umgebunden hatte, stemmte die Hände in die Seiten und rief laut: „Aec, dat's doch tau dull! Ward dat ook in de Stafetenschau liehrt?“ Und damit trollte sie von dannen. Nein, das hatte sie nicht vermuthet, die alte Line, als Gustchen sie zu der Verkleidung und dem Gang über den Hof veranlaßt hatte!

D armer Pap!

Wir blickten uns um, — er war nicht mehr zu sehen.

Gustchen, die in höchster Spannung, leise in sich hinein lachend, dem Vorgange zugeblickt hatte, legte jetzt wiederum ihren Arm in meinen und drückte ihn an sich.

„Du wirst doch ganz gewiß nichts verrathen?“ fragte sie abermals.

„Auf Ehre nicht!“ betheuerte ich und legte die Hand auf's Herz.

„Nun, dann bedanke ich mich!“ erwiderte sie. Und ehe ich mir's verah, fühlte ich ihre Lippen auf meinem Munde, so daß es mich schaurig süß vom Kopf bis zu den Fehen durchdrang. In demselben Augenblicke schon hatte sie sich von mir losgemacht und eilte in die Küche, um die alte Line zu beruhigen.

Ich aber stand wie gebannt am Gartenzaun. Ein tiefer Athenzug entrang sich meiner Brust, und dann sah ich schwärmerisch auf zum Himmel, wo die grauen Wolken hinzogen, und fühlte mich der Welt und dem irdischen Treiben weit, weit entrückt. Wohl eine Viertelstunde lang stand ich so da und träumte. Ach, wie schön ist doch die Welt! dachte ich. Und wie traurig doch auch! . . .

Paps Selbstbewußtsein war gebrochen. Den ganzen Abend über war er still. Er war nur noch ein Schatten seiner selbst.

Erst allmählig, auf der Rückreise nach Berlin, wurde er wieder der Alte, ohne daß er mit mir über den Fall gesprochen hätte.

Am Abend jedoch, als wir uns auf dem Corridor unserer Compagnie gute Nacht sagten, ließ er einige Worte darüber fallen.

„Deine Cousine ist ein famosjes Mädel,“ sagte er. Und nach einer Pause: . . . „aber ich habe sie mir doch anders vorgestellt.“

Ich wollte etwas erwidern, denn ich hätte meine Cousine vertheidigt bis auf's Schaffot.

„Knacks — ratisch — patisch!“ sagte er da, sich abwendend, und schritt aufrecht, die Kniee durchdrückend, seinem Schlafsaal zu. Damit war die Sache für ihn abgethan.

Er ist niemals auf die Kriegs-Akademie oder in den Generalstab gekommen, der gute Pap, aber er wurde ein vorzüglicher Commis-Diffizier.

Nachdruck verboten.

Ein Sonntag in Carácas.

Von Dr. Alexander Olinda.

Es ist gegen halb sechs Uhr Morgens. Ueber das durch hohe Gipfel der Küsten-Anden nach dem Meere zu abgeschlossene Thal von Carácas zuckt der erste Schimmer des erwachenden jungen Tages. Schon zeigen sich einzelne Spaziergänger auf dem im Südwesten der venezolanischen Hauptstadt, beim Bahnhof der La Guaira-Linie, gelegenen Calvarien-Berge. In den Tropen giebt es keine Langschläfer — die heiße Temperatur, die auch während der Nachtstunden sich

nur wenig abkühlt, läßt es als eine Wohlthat erscheinen, sich den Armen des Traumgottes möglichst zeitig entwenden zu können. Und des Sonntags macht man sich gern mit den Seinigen, mit Freunden und Bekannten auf, die Morgenstunden im Freien zu genießen. Dazu bietet die erwähnte Anhöhe die beste und schönste Gelegenheit: hat man doch von ihr einen weiten, umfassenden Rundblick über Stadt, Thal und Gebirge.

Durch Blumen- und Park-Anlagen langsam hinansteigend erreichen wir endlich den höchsten Punkt des Paseo: einen asphaltirten Rundplatz, auf welchem sich noch vor einigen Jahren das Reiterstandbild Guzmán Blancos erhob. Das Volk in seinem Hasse und seiner Erbitterung gegen den einst so mächtigen, von ihm auf Händen getragenen Dictator, hat dieses Standbild zertrümmert — ein Schicksal, das ausnahmslos allen in den Städten der Republik errichteten Monumenten des venezolanischen Cäsars widerfahren. Nicht einmal die Trümmer all' dieser Denkmäler existiren jezt mehr! In den südamerikanischen Republiken wechselt die Volksgunst so rasch wie bei uns das Aprilwetter!

Doch wer wird so thöricht sein und sich mit seinen Gedanken in die Irrgänge venezolanischer Partei-Politik vertiefen — hier, wo das majestätische Schauspiel eines tropischen Sonnen-Aufganges uns in eine so feierliche, andächtige Stimmung versetzt, als befänden wir uns in einem Gotteshause! Das Erscheinen des Tages-Gestirnes vollzieht sich unter den Tropen mit einem Glanze, einer Pracht, als beginne ein neuer Schöpfungstag. Während bei uns im Norden nur allzu oft neidische Reber, trübe Dunstschichten und graue Wolken das Aufstehen der Sonnentugel dem Blicke verhallen, beginnt zwischen den Wendekreisen schon eine halbe Stunde vorher der östliche Horizont in einer Morie von Gold und Purpur aufzuleuchten.

Die eine Hälfte des Himmels zeigt sich in eine lodernde Flammengluth getaucht, die intensiver und feuriger wird, je näher der Moment des Sonnen-Aufganges heranrückt. Endlich schiebt es im Osten auf wie ein Gewirt goldener Fäden; über denselben schweben kleine Wölkchen von rothrother und apfelgrüner Farbe empor. Noch ein paar kurze Secunden — und das Tagesgestirn erhebt sich über dem Thale, im nördlichen Augenblicke daselbst mit einer blendenden Lichtgluth übergießend, die in dem großartigen Landschafts-Gemälde auch das Unbedeutendste und Kleinste deutlich zu erkennen erlaubt.

Uns zu Füßen haben wir die 70,000 Einwohner zählende venezolanische Hauptstadt mit ihren so regelmäßig wie die Felder eines Schachbrettes an einander gefügten Häuser-Blöcken, mit ihren Kirchen und Monumental-Bauten. Unter den letzteren ragen besonders hervor: das Capitol (Parlaments-Gebäude) im Mittelpunkte der Stadt, an das sich weiter südlich die im edelsten gothischen Stil aus weißem, wie Schnee glitzerndem Sandstein errichtete Universität anschließt, das im Norden der Stadt von einer Anhöhe herabsehende National-Pantheon, das neue Theater Guzmán Blanco. Nach Süden zu, wo der kleine Guaira-Fluß sich wie ein silbernes Band entlang windet, weist das Auge mit Vergnügen auf dem saftigen Grün üppiger, sich bis an den Horizont hinziehender Mais- und Zuderrohr-Felder.

Im Norden thürmen sich die Küsten-Anden wie ein riesiger Gebirgswall auf. Ihre Kuppen und Spitzen sind noch umwogen von weißen Nebelschleieren, die allgemach, von den Sonnenstrahlen getroffen, zerflattern und zerfliegen. Als Herrscherin und Gebieterin in dieser ehrwürdigen Versammlung von Berggipfeln zeigt sich die 2700 m hohe silla de Carácas. Sie ward zuerst von Humboldt erstiegen.

Die zunehmende Hitze macht das Bedürfnis nach einer Erfrischung fühlbar. Selbst, daß es in dem Lande, welches nächst Java den besten Kaffee producirt, mit vereinzelt Ausnahmen Kaffeehäuser eigentlich nicht giebt. In der kleinsten italienischen Stadt findet man mindestens ein Dupend von solchen Kaffeehäusern — dagegen kann man in Venezuela mit der Laterne suchen und entdeckt sie trotzdem nicht. So giebt es auch in der Restauration des Calvarien-Berges keinen Kaffee, sondern nur nordamerikanische drinks (cock-tail, mint-julep u. s. w.) und deutsche Biere. Eine Flasche dieses unseres National-Getränkes auszusuchen, gehört mit zu den Sonntags-Vergnügungen der Bewohner von Carácas, und so finden wir denn bereits einzelne caballeros, wie ganze Familien, dieser edeln Beschäftigung hingegeben. Billig kann das Vergnügen freilich nicht genannt werden, denn die Flasche Münchner Bier kostet zwei Bolivares (1 Bolivar = 1 Franc).

Langsam schlendern wir in die Stadt zurück. Es ist jezt die Stunde der Messe gekommen, — die Andächtigen strömen den Kirchen zu. Die jüngere Damenwelt entwickelt große Eleganz in der Toilette, — sie giebt, um mit Goethe zu sprechen, „sich und ihren Putz zum Besen“. Zu bebauern ist es, daß die französischen Damenmoden auch hier Eingang gefunden haben. Der malerische Rebozo (das um den Kopf gelegte weiße, mit Spitzen verzierte Schleiertuch) wird immer mehr durch die geschmacklosen Pariser Hut-Formen verdrängt.

Gegen elf Uhr beginnt sich die fashionablen Herrenwelt der Hauptstadt auf der Plaza Bolívar einzufinden, — trotz der sengenden Hitze im schwarzen Tuchrock, auf dem Kopfe den untadelhaftesten, spiegelblanken Cylindern.

Die Plaza Bolívar, so genannt nach dem Befreier Venezuelas, Colombias und Ecuador's vom spanischen Joch, bildet so recht eigentlich, im lokalen wie idealen Sinne, das Herz der venezolanischen Capitale — man kann sie in dieser Hinsicht mit dem Stephansplatz in Wien oder mit dem Domplatz in Mailand vergleichen. In ihrer Mitte erhebt sich ein überlebensgroßes Reiterstandbild des obengenannten Helden, das sorgfältig gepflegte Blumenbeete umgeben. Die Fülle tropischer Gewächse, die hier sichtbar, wirkt fast verwirrend auf den Neuling. Da glühen die großen, dunkelrothen Muthen der Flor de Mayo und die korallenrothen der Granaten, da zeigt sich der myrtenähnliche, tugelförmig wachsende Cotopri, da erblickt man die purpurfarbigen Blätter des Paráguas turco (türkischen Regenschirmes), da verbirret die prächtige weiße Blume des Azahar de la India betäubenden Wohlgeruch, da wölbt der weithin Schatten spendende Mangobaum seinen Blätter-Baldachin, da duften Orangen-Blüthen, da begegnet das Auge wunderbar geformten Orchideen, da leuchtet die weiße und rothe Corazon-Blume, da öffnet sich der Kelch der Cayena! Wer kann all diese bunten Kinder Floras kennen, sie alle aufzählen!

Am Sonntag Vormittag repräsentirt die Plaza Bolívar das Stellbildchen aller Derjenigen, die sich zu den „Löwen der Gesellschaft“ rechnen. Man erörtert die neuesten Vorfälle der

chronique scandaleuse, debattirt über die Fluctuationen der Kaffeepreise, theilt sich gegenseitig die Verluste und Gewinne im Spiele mit, und beschäftigt sich eingehend mit der Landespolitik.

Gegen zwölf Uhr hat die Börse der Lebemänner auf der Plaza Bolívar ihr Ende erreicht — es winkt das almuerzo, das Frühstück. Bei den Venezolanern hat sich die subaristische Gewohnheit eingenistet, daß man zweimal zu Mittag speist. Die beiden Mahlzeiten unterscheiden sich eigentlich nur durch den Namen von einander: die erste, die nach elf Uhr eingenommen wird, heißt almuerzo; die zweite, zu der man sich gegen fünf oder sechs Uhr Abends niedersezt, heißt comida (Mittagessen). Bei beiden besteht das Menu aus Suppe, verschiedenen Fleischgerichten, einem Dessert von Früchten und einer Tasse sehr starken schwarzen Kaffees. Doch halt, ein Unterschied ist zwischen almuerzo und comida dennoch vorhanden: bei dem ersteren darf niemals die san coche fehlen, eine Fleischbrühe, in welcher allerhand tropische Gemüse, an deren Namen und Art sich der Europäer erst gewöhnen muß, gekocht werden. Als die merkwürdigste und zugleich wohlgeschmeckteste Species unter diesen Gemüsen präsentiert sich die Aguacate, eine vegetabilische Butter, die auch ganz die hochgelbe Farbe der aus Milch gewonnenen besitzt.

Da wir zum Almuerzo bei einer befreundeten Familie geladen sind, so können wir auch nach dieser Richtung hin unsere Erfahrungen über das Sonntagsleben in der venezolanischen Hauptstadt bereichern. Innerhalb der vier Wände speist man in diesem tropischen Klima übrigens nicht, sondern im offenen Patio des Hauses.

Man hat in Venezuela die maurisch-südspanische Bauart, die ihrerseits wieder der altrömischen ähnlich ist, angenommen. Dieselbe läuft darauf hinaus, daß sich alle Räume des Hauses um einen quadratischen, offenen Platz oder Hof, den Patio, gruppiren. Ihn umgiebt auf allen vier Seiten eine von hölzernen Säulen getragene Veranda, auf die sich sämtliche Zimmer und Wirtschaftsräume öffnen. Hier spielt sich das ganze innere Leben des Hauses ab — hier tummeln sich die Kinder, nähern oder stiden die Töchter, empfängt man Besuche, nimmt man die Mahlzeiten ein.

Sieht der Fremde die unscheinbaren, geradezu ärmlich zu nennenden Hausfronten, so hält er den Schluß für gerechtfertigt, daß die Einwohnerzahl der venezolanischen Hauptstadt der Mehrzahl nach aus Proletariern bestehen müsse. Können er indessen in alle die freundlichen, von behaglicher Eleganz erfüllten Patios, zu denen von der Straße meist ein enger, dunkler, durch eine Flügelthüre abgeschlossener Gang führt, einen Einblick gewinnen, so würde er sich sagen, daß sein Urtheil ein sehr voreiliges gewesen.

Im schattigen Patio haben auch wir uns an die Frühstückstafel gesetzt. Dieje zielt heute, am Sonntag, ein mächtiger Blumenstrauß; auch die anwartende schwarze Criada (Dienstmädchen) hat durch ein sauberes, weiß und roth gestreiftes Kattunkleid sowie durch ein blaues Seidenband, das sie in ihre krause, schwarze Perrücke geschlungen, Zugehörnisse an den Festtag gemacht. In culinarischer Beziehung begehrt man denselben durch ein lucullisches Dessert. Auf ein von der Dame des Hauses eigenhändig vorbereitetes dulcos (Eingemachtes) aus Bananen folgen die köstlichsten Früchte: wunderbar aromatische Ananas (span. piñas) — irische Bananen, im Munde zerschmelzend wie Fruchtis — safttropende, fast überläufige Apfelsinen — Rosenäpfel (pomorosas), von dem feinsten Rosen-Geschmacke. Den eben aufgezählten Früchten reihen sich noch an irische, aus La Guaira von der Seeküste gekommene Cocosnüsse. Die Kinder ihrerseits werden mit einigen Stücken Zuderrohr erfreut, welche langsam auszufaugen ihnen das größte Vergnügen bereitet.

Wir nehmen von unseren freundlichen Wirthen Abschied und stürzen uns von neuem in den Strudel des hauptstädtischen Lebens. Ebenso wie bei uns in Deutschland pflegt man auch in Carácas den Sonntag Nachmittag, nachdem man eine kurze Siesta gehalten hat, zu einem kleinen Ausflug auf's Land zu benutzen. Da bieten sich vor allem zwei beliebte Zielpunkte dar: die kleine Ortschaft El Valle und das liebliche Antimano.

Nach dem im Südwesten der Hauptstadt gelegenen El Valle führt eine 5 1/2 km lange Localbahn, die — charakteristisch für hiesige Verhältnisse! — den Betrieb nur mit einer einzigen Locomotive bewerkstelligt. Wird die Maschine zeitweilig schadhast, so werden die Fahrten eingestellt. Der Minutur-Bahnhof der in Rede stehenden Linie liegt am südlichen Ende von Carácas, dort, wo den Guaira-Fluß eine eiserne Brücke (puente de hierro) übersteigt. Hier mußet uns die Gegend an, als seien wir in ein liebliches Flußthal Süddeutschlands oder Oesterreichs verlegt: der Guaira strömt zwischen leicht sich senkenden, mit Nagen und Gebüsch bewachsenen Ufern dahin, von denen aus sich ein malerischer Blick auf die im Norden sich erhebende Bergkette erschließt. Nur eine Reihe stattlicher Königspalmen, die unweit der Brücke so kerkzengerade aufstehen, als sei ihr Wuchstum mit dem Weisthü gegeregt worden, zerstört unsere Illusion und erinnert daran, daß wir uns in Wirklichkeit unter dem glühenden Himmel der Tropen befinden.

Antimano bildet die erste Station auf der von unseren deutschen Landsleuten nach Valencia, der zweitgrößten Stadt der Republik, in Angriff genommenen Bahn.

Von dem Thurme der Kathedrale von Carácas hat es sechs Uhr geschlagen — in den meisten Privathäusern ist man eben von der comida aufgestanden —, die Sonne neigt sich zum Untergange.

Wenn der Fremde um diese Zeit die Straßen der venezolanischen Hauptstadt durchwandert, so wird er überall hinter den weit ausgehogenen Fenstergittern junge Mädchen in elegantem Anzuge, das aufgelöste Haar mit Blumen durchflochten, bemerken, welche mit kritischen Blicken die Vorübergehenden mustern und nichts darin zu finden scheinen, wenn man auch ihre Gestalt und Physiognomie einer stüchtigen Prüfung unterwirft. In diesem Paradiesen der schönen Caraqueñas erblickt man hier nichts Anjöhiges. Besonders des Sonntags verjäumt es keine Señorita, sich in full dress am Fenster ihres elterlichen Hauses zu zeigen — verjäumt es andererseits auch kein junger Mann, den ihm bekannnten Damen an den Fenstergittern seine Aufmerksamkeit zu machen und mit ihnen ein längeres oder kürzeres Zwiegespräch zu halten.

Nun kommt die Nacht und breitet ihren Sternemantel über Thal und Berge, in den Straßen blitzen die Gasflammen auf, aus der Ferne dringen animirende Musiklänge an unser Ohr. Sie kommen von der Plaza Bolívar her wo jeden

Sonntag Abend eine gutgeschulte Militär-Musikkapelle concertirt.

Uns umfängt der ganze Zauber einer warmen, balsamischen Tropennacht. Die Blumen hauchen berauschende Düfte aus, große Leuchtkäfer (cocuyos) ziehen in der Luft ihre feurigen Linien, hehr und feierlich steigt am Himmel das Kreuz des Südens herauf. Die Musik spielt eben den Sängermarsch aus Wagner's „Lauhäuser.“

Nachdruck verboten.

Die humoristische Dichtung und die Frauen.

Von C. Marquart Sauer.

Eine lebenswürdige Schülerin hatte sich darauf gefreut, den Don Quijote mit mir in der Ursprache zu lesen. „Man sagt, die Abenteuer des sinnreichen Junkers von La Mancha seien ein humoristisches Meisterwerk ersten Ranges, und da alle Welt es behauptet, so wird es wohl auch so sein“ — meinte sie. — „Bis jetzt habe ich das Buch nur in der französischen Uebersetzung gelesen, muß Ihnen aber gestehen, daß ich mich dabei stellenweise gelangweilt habe.“

„Weim Don Quijote gelangweilt? Wie ist das möglich?“

„Wahrscheinlich, weil der Hauptreiz durch die Uebersetzung in die fremde Sprache verloren gegangen ist. Deshalb freue ich mich, das Werk nun im Originale zu lesen.“

„Seine Schülerin war, oder ist vielmehr eine hochgebildete Dame, gründlich vertraut mit der deutschen, französischen und englischen Literatur, empfänglich für alles Schöne, frei von jeder Affectation und durchaus selbständig in ihrem Urtheile. Um so mehr bestundete mich ihr Ausspruch; daß der Reiz des unsterblichen Werkes in der Uebersetzung so ganz und gar abhanden gekommen sein sollte, konnte ich mir nicht recht denken. Ich ließ die Sache vorläufig auf sich beruhen, und wir begannen unsere Lectüre.“

Da meine Schülerin den Inhalt des Romanes bereits kannte, so wählte ich jene Kapitel des zweiten Theiles, bei denen der Humor am kräftigsten zu Tage tritt, ohne daß man im Zeitgeschmacke liegende Verbeiben mit in den Kauf zu nehmen braucht.

Ich hatte den Don Quijote seit Jahren nicht wieder gelesen. Die Scenen im Hause Don Diego's de Miranda, jene mit dem Löwen, die im Schlosse des Herzogs, die Sprichwörterkath des wackeren Sancho, seine Unterhaltungen mit der Herzogin u. s. w. wirkten auf's Neue mit voller humoristischer Kraft auf mich. Dagegen merkte ich, daß die Wirkung auf die Leserin eine weit geringere war. Nur selten spielte einmal ein Lächeln um ihre Lippen, und oft genug hatte sie sogar mit einem schwer unterdrückten Gähnen zu kämpfen.

„Nun, wie gefällt Ihnen der Don Quijote im Original?“ fragte ich.

„So ja! Ehrlich gestanden, ich begreife nicht, wie man sich für die Geschichte begeistern kann. Der Held ist ja doch nur ein Weistetränker, und alle seine Handlungen sind die eines Verrückten.“

„Die Worte des Cardinals von Este, als ihm Ariosto seinen Orlando furioso vorlas!“ dachte ich bei mir. „Wo um des Himmels Willen, Meister Ludovico, habt Ihr nur alle diese Tollheiten zusammengefunden!“

„Sagt nicht Lord Byron in seinem Childe Harold: Cervantes smiled Spain's chivalry away?“ — fuhr meine Schülerin fort. — „Glauben Sie wirklich, daß das spanische Ritterthum durch solche Trivialitäten fortgeschleht werden konnte?“

„Byrons Wort ist eine jener blendenden Phrasen, die gleich einer schillernden Seifenblase zerplatzen. Mit Spaniens Ritterthum hat der Don Quijote nichts zu thun. Seine Bedeutung liegt in dem wunderbaren Humor.“

„Humor? Ich kann in dem Allem weder etwas Komisches noch etwas Witziges finden. Der arme Narr bringt sich und seinen einfältigen Sancho in allerlei Fatalitäten, hält absurde Reden, wird verspottet und geprügelt. Was ist dabei Witziges und Komisches?“

„Verzeihen Sie! Witz, Komik und Humor sind zwar verwandt, im Grunde aber doch verschiedene Dinge. Das Buch ist weder witzig noch komisch, sondern humoristisch.“

„Meine Schülerin sah mich betroffen an. Ich suchte ihr den Unterschied darzulegen und verwies dabei auf einige der hervorragendsten humoristischen Schöpfungen der Literatur, wie Shakespeare's „Falstaff“, Sterne's „Onkel Tobias“, Ritters „Entpfecker Bräutig“, Thackeray's „Major Pendennis“, Dickens „Pickwick“, „Captain Cuttle“ und „Doct's“, die ihr alle bekannt waren. Aber keine dieser Gestalten fand Gnade vor ihren Augen. Major Pendennis war ein alter Oed, Falstaff ein gemeiner, wüster Trunkenbold, Captain Cuttle und Doct's ein Paar Schwachköpfe, Mr. Pickwick ein großes Kind und Bräutig ein häuerischer Grobian. Sie liebte es, mit ihrem eigenen Kopfe zu denken. Dabei besah sie, was nur wenige Leute besitzen, den Muth, ihre Meinung frei heraus zu sagen.“

„Je länger wir über den Gegenstand sprachen, desto weiter gingen unsere Ansichten auseinander.“

„Ich fürchte, wir verstehen uns immer weniger!“ meinte sie zum Schlusse. „Wenn Sie Recht haben, — und als Fachmann müssen Sie natürlich Recht haben — setze sie lächelnd hinzu „dann bin ich eben eine Person, welcher absolut das Verständniß für das fehlt, was Sie Humor nennen!“

„Das Wort frappte mich auf's Höchste. Wenn sie von mangelndem „Verständniß“ sprach, so meinte sie damit selbstverständlich nur die Empfänglichkeit für den Genuß des Humoristischen; denn daß von einem mangelnden sachlichen Verständniße nicht die Rede sein konnte, bedarf keiner Erwähnung.“

„Eine ähnliche Erfahrung, wie mit meiner geistvollen Schülerin in Prag, habe ich im Laufe der Zeit noch bei so mancher anderen, gleichfalls sehr gebildeten Dame, hie und da wohl auch, wenn gleich in geringerm Maße, bei Männern gemacht, wobei freilich nur Wenige den Muth hatten, den mangelnden Sinn für die Schöpfungen des echten Humors so unumwunden einzugehen.“

Poetische Schaffen zeigt sich dagegen schon ein bemerkenswerther Unterschied. Was die lyrische, d. h. die eigentliche Gefühls-Poesie betrifft, halten sich beide Geschlechter so ziemlich das Gleichgewicht, denn die Literaturgeschichte verzeichnet lyrische Dichtinnen ersten Ranges, und auf dem Gebiete des Romans, des Epos der Gegenwart, ist die weibliche Production heute eine sehr ausgiebige; dagegen tritt sie im eigentlichen Epos völlig zurück, etwas weniger im Drama. Gänzlich aber mangelt sie in der humoristischen Dichtung. Nicht eine einzige weibliche Humoristin hat die ganze Weltliteratur aufzuweisen, ein unwiderlegbarer Beweis dafür, daß der Humor und die Frauen nicht, oder nur in sehr geringen wahlverwandtschaftlichen Beziehungen zu einander stehen.“

Nun ist es eine höchst auffällige Erscheinung, daß auch die gesammte Literatur des klassischen Alterthums den Humor nicht kennt. Es scheinen somit, trotz des ungeheuren Unterschiedes der Zeit und der Verhältnisse, gewisse wahlverwandtschaftliche Züge zwischen der Weltanschauung der Frauen und derjenigen des Alterthums zu bestehen.“

Die Weltanschauung der Alten war eine ruhig heitere, innerlich ausgeglichene, auf dem Cultus des Schönen beruhende und im Diesseits wurzelnde. Daher die vollendete Schönheit und plastische Ruhe ihrer geistigen Schöpfungen. Mit dem Christenthum kam jedoch ein gewaltiger Miß in die Welt. Es verwies den Menschen vom Diesseits auf's Jenenseits, vom Irdischen und Zeitlichen auf's Ueberirdische und Ewige. Damit tauchte zugleich die Skepsis, der grübelnde, quälende Zweifel in den Herzen auf. Zwar verstand es die Kirche während des ganzen Mittelalters, jeden Zweifel an religiösen Dingen in soweit zu bannen, als sie Abweichungen von den feststehenden Glaubenslehren als Irreligion verdammt und mit den schärfsten Mitteln dagegen einschritt. Der Erfolg blieb jedoch im Grunde ein äußerlicher, denn sobald eine freiere Richtung Platz griff, traten auch die durch den Zweifel in der christlichen Weltanschauung geschaffenen Gegenätze zu Tage. Nun beruht bekanntlich das Wesen des Humors auf einem Zwiespalt in der Weltanschauung, auf jenem ewigen Gegensatz zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit, der sich zwar niemals beheben, wohl aber durch Nachsicht mit der menschlichen Schwachheit verjöhnen oder wenigstens mildern und mit entsagender Ergebung in das Unabänderliche ertragen läßt. Die antike Weltanschauung kannte diesen Zwiespalt nicht. Deshalb blieb ihr das Wesen des Humors fremd.“

Eine Vergleichung der Empfindungswelt der Frauen, d. h. ihrer Weltanschauung, mit derjenigen der Männer liefert den Beweis, daß bei dem weiblichen Geschlechte der Sinn für das Schöne und Parte ungleich reicher und tiefer ist, als bei dem männlichen Geschlechte. Da ferner die Frauen durch ihre gesellschaftliche Stellung im Großen und Ganzen weniger den unmittelbaren Berührungen mit den rauhen und harten Seiten des Lebens ausgesetzt sind, so besitzen sie in ihrem Denken und Fühlen, so lange die Leidenschaft sich nicht in's Spiel mischt, auch größere innere Ausgeglichenheit als die Männer. Außerdem finden sie in ihrem starken religiösen Gefühle in allen Lagen des Lebens einen festen Untergrund. Ungleich freier von Gegenätzen als die Weltanschauung der Männer, bietet somit die Frauen in der That eine gewisse Analogie mit derjenigen des klassischen Alterthums, und hieraus erklärt sich, meines Erachtens, auch ihre geringere Empfänglichkeit für die Schöpfungen des Humors, dessen Wesen gerade auf den Gegenätzen des Lebens, auf dem ewigen Zwiespalt zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit beruht.“

Bekanntlich beschränkt sich die Differenzirung der Geschlechter nicht auf die Individuen, sondern überträgt sich auch auf die Völker — selbstverständlich kann hierbei nur von den modernen Kulturvölkern die Rede sein —, so daß man ebenso von männlichen und weiblichen Nationen, wie von männlichen und weiblichen Individuen spricht. Bei den germanischen Völkern herrscht das männliche, bei den romanischen das weibliche Element vor. Die slavischen nehmen derzeit noch eine Art von Mittelstellung ein. Vergleicht man nun die Zahl der humoristischen Dichter von anerkannter Bedeutung nach ihrer Nationalität, so ergibt sich ein gewaltiges Uebergewicht zu Gunsten der männlichen, d. h. der germanischen Völker. Fischart, Jean Paul, Pöppel, Reuter, Shakespeare, Dickens, Thackeray, Carlyle, Jc. Marrel, Mark Twain sind Deutsche oder Anglo-sachsen. Spanien besitzt nur einen großen Humoristen, Cervantes, und Frankreich hat seinen Habelais, den lustigen Barrer von Neudon. Etwas günstiger steht es mit Italien, Ariosto, Machiavelli, Ariano, in neuerer Zeit haben Manzoni, Giusti verschiedene ausgesprochene humoristische Gestalten geschaffen, ohne daß man sie jedoch deshalb humoristische Dichter im engeren Sinne des Wortes nennen könnte. Der geschlechtlich-psychologische Unterschied ist somit zugleich auch ein völkerpsychologischer.“

Verfolgt man die literarischen Strömungen unserer Zeit mit Aufmerksamkeit, dann kann man sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß die Schöpfungen des echten Humors immer seltener werden, obwohl man keineswegs über Mangel an sogenannten „humoristischen“ Blättern und Schriften aller Art klagen kann. Was jedoch hier als „Humor“ austritt, schlägt zumeist in das Gebiet des Witzes, der Komik und der Satire, wobei die Flagge oft genug auch Waare von ziemlich bedenklicher Qualität deden muß. Abgesehen von der allgemeinen, vorzugsweise auf das Concrete und Praktische gerichteten Zeitströmung dürfte ein Grund des Zurücktretens der humoristischen Dichtung auch darin zu finden sein, daß heutzutage die Damen nicht nur die überwiegende Mehrheit des sogenannten Lesepublicums bilden und dadurch einen durchaus nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die literarische Richtung der Gegenwart ausüben, sondern daß sie die Literatur zum nicht geringen Theile auch selbst machen, während die Männer, durch die gesteigerten Anforderungen des Berufes, durch die immer mehr anschwellende Fachliteratur, sowie durch die Politik allzusehr in Anspruch genommen, der schönen Literatur nur noch ein ziemlich bedingtes Interesse entgegenbringen. Der so lebhaft ausgeprägte Sinn der Frauen für das Schöne, Zarie, Duftige und Romantische in der Poesie führt sich aber durch so manches könnig Verbe, Bizarre und Absonderliche in den Schöpfungen des Humors wenig sympathisch ange-muthet, und so sieht sich der wahrhaft humoristische Dichter auf ein verhältnismäßig kleines Publicum angewiesen. Aussterben wird der Humor deshalb jedoch nicht, denn so lange der Entwicklungsgang der Menschheit sich in Gegenätzen bewegt, wird auch der Humor sowohl im Leben wie in der Literatur stets seine Stelle finden.“

Nachdruck verboten.

Etwas vom Spiegel.

Von H. Dehmkte.

Unter all den Luxus- und Gebrauchs-Gegenständen, mit welchen wir unser Leben, unser Haus auszuschnüden und behaglich zu gestalten uns gewöhnt haben, giebt es wohl nur wenige, der sich eine so dominierende Stellung zu erringen gewußt, wie der Spiegel, dieses unentbehrliche Haus- und Schmudgeräth der civilisirten und uncivilisirten Welt, dieser aufrichtigste Freund der Frauen und — der Männer.

„Spiegellein, Spiegellein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“ Wie oft mag diese Frage schon an den unentbehrlichsten und getreuesten aller Rathgeber gerichtet worden sein von Groß und Klein, Alt und Jung, von Männlein und Fräulein! Schon der lallende Säugling hascht in natüer Freude nach dem glänzenden Glase, das ihm sein rosiges Gesichtchen entgegenhält. Glückselig lächelnd tritt die Braut noch einmal vor den zierlichen, blumenumwundenen Toiletten-Spiegel, ehe sie dem Geliebten entgegensteht. Siegesgewiß läßt die ihrer Schönheit bewußte Balkönigin ihr glänzendes Bild aus der hohen Pyhde zurückstrahlen. Mit einem langen Seufzer wendet sich die alternde Kofette von dem vertrauten Freund, der ihr so schonungslos das Schwinden ihrer lange und mühsam gepflegten Reize enthüllt. Doch nicht nur die Frauen betrachten den Spiegel als ihren verschwiegeneften Freund, dem sie jedes Geheimniß anvertrauen. Auch die Herren der Schöpfung können das leuchtende Glas nicht entbehren.“

Aber nicht allein als ein unentbehrliches Toiletten-Requisit hat der Spiegel von jeher eine große Rolle gespielt, sondern auch als ein belebender und schmüdender Bestandtheil unserer Wohnräume. In der Hütte wie im Palaß, in dem schmalen Kämmerlein der Dorfschönen, wie in den kostbaren Gemächern der Weltkame, überall macht der Spiegel seine Herrschaft geltend. Ein Gemach ohne Spiegel gleicht einer Landschaft ohne Wasser.“

Außer seinem Gebrauch als Toiletten- und Decorations-Object dient der Spiegel auch den schönen Künsten und der Wissenschaft. Schon Demosthenes, der größte Redner des Alterthums, übte seine Reden vor dem Spiegel ein, und so geschieht es noch heute. Bedeutende Rhetoren, wie z. B. Ferdinand Lassalle, hielten ihre Reden zuerst vor ihrem Spiegelbilde. Der große Mime, die gottbegnadete Sängerin, die graziöse Tänzerin, Alle, die auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, zu erscheinen berufen sind, brauchen den Spiegel, um jede Miene, jede Geberde, jede Pose auf das Genaueste vor diesem strengen, aber ehrlichsten aller Kritiker zu studiren.“

Was sollte die Wissenschaft, vor Allem die medicinische, wohl beginnen ohne den Spiegel, dieses einzige Hülfsmittel bei der Untersuchung wichtiger Organe, wie des Auges, des Ohres, des Kehlkopfes! Im Weiteren dient der Spiegel zur Vervielfältigung von Bildern, zur Erhellung dunkler Räume mittelst reflectirenden Lichtes, zur Erlangung optischer Täuschungen, Gespenster-Erscheinungen auf der Bühne, ferner zu wissenschaftlichen Zwecken in der Astronomie, Physik u. s. f.“

Der Gebrauch des Spiegels ist uralt. Leider giebt uns keine Schrift des Alterthums, kein Geschichtswerk darüber Auskunft, wem wir die Erfindung desselben verdanken, und so müssen wir Mutter Natur wohl als Diejenige ehren, die den Menschen zuerst darauf gebracht hat, Spiegel herzustellen.“

Der rinnende Bach, eine Quelle, ein See, das waren die ersten Spiegel, in welchen die Göttinnen, Schäserinnen und andere unsterbliche Schönheiten ihre Reize bewunderten.“

Der alte, noch heute herrschende Aberglaube, wonach eine Selbstbespiegelung im Meere den baldigen Tod zur Folge haben soll, hat wohl seinen Ursprung in der Sage vom Kartliffos, dem Sohne des Flusgottes Kephissos, einem wunderschönen Jüngling, der sich beim Anblick seines Bildes im Wasser so heftig in sich selbst verliebte, daß er vor Sehnsucht nach seinem eigenen Bilde verschmachtete, worauf auf der Stätte seines Todes die nach ihm benannte Blume aufspieß.“

Tropdem die Glastechnik im Alterthum bereits hoch entwickelt war, ist sie doch nicht auf die Herstellung von Glas-Spiegeln verfallen. Plinius berichtet zwar von Glas-Spiegeln, die in Sidon, einer der industriereichsten Städte jener Zeit, erfunden sein sollen, doch aller Wahrheitsliebe nach hat es sich bloss um ein verunglücktes Experiment gehandelt. Die Erfindung der Glas-Spiegel datirt erst aus dem sechzehnten Jahrhundert. Vordem waren die Spiegel aus Metall. Indeß erzählen die alten Schriftsteller auch von Steinarten, welchen man durch eine besondere Behandlung eine spiegelähnliche Beschaffenheit zu verleihen wußte. Doch wurden diese Spiegel mehr zu Decorations-Zwecken, wie zum gewöhnlichen Haus- und Handgebrauch verwandt. Sehr beliebt zur Decoration von Brunngemächern, Hallen u. s. w. waren Spiegel aus Obsidian (Vavaglas) oder schwarzem, blauem oder grünem isländischen Ahat. Dann wird auch berichtet von Spiegeln aus Smaragd, unter welchem die Alten jedoch auch den grünen Jaspis, grünes Glas u. s. w. verstanden.“

Der römische Kaiser Domitianus ließ die ganzen Wände seiner Hallen und Gemächer aus Phengit, einer Glimmerart mit metallartigem Perlmutter-Glanz, ausführen, um auf diese Weise Jedem, der hinter ihm weilte, genau beobachten zu können.“

Im Allgemeinen wurden jedoch die Spiegel des Alterthums aus Metall gefertigt. „Erz ist der Spiegel der Gestalt — Wein der Spiegel der Gesinnung“ — jagt schon Hesychos, der große griechische Tragiker.“

Je mehr nun die Menschen sich mit der Bearbeitung der Metalle beschäftigten, einen um so größeren Umfang nahm auch die Spiegel-Fabrication an, sodah es bei den Ägypterinnen und Jüdinnen sehr bald zum guten Ton gehörte, beim Gottesdienste mit Spiegeln zu erscheinen.“

Bekanntlich ließ Moses das eberne Becken, welches als Handfaß einen Bestandtheil des Tempels bildete, aus Spiegeln anfertigen, die er den vor der Stiftshütte weilenden Frauen abgenommen.“

Wenn man nun auch in den Uebersieferungen aus jener Zeit von den verschiedensten Metallen, Gold, Kupfer, Messing u. s. w. erfährt, so war es doch in erster Linie das Silber, welches man zur Spiegel-Fabrication verwandte. Dies geschah jedoch nicht aus Gründen der Eleganz, sondern einfach deshalb, weil man das Silber am besten zu bearbeiten verstand. Diese silbernen Spiegel wurden mit der Zeit so allgemein, daß, wie

Plinius berichtet, „jede Magd einen silbernen Spiegel haben muß.“

Was die Form dieser Silberpiegel anlangt, so hatte man schon damals runde, ovale und vierkantige Spiegel. Auch waren bereits alle Größen-Verhältnisse vertreten, und in der römischen Kaiserzeit gab es bereits Spiegel in Manneshöhe, wahre Kunstwerke an Pracht und Kostbarkeit.

Das Kunsthandwerk fand bei der Spiegel-Fabrication reichlich Gelegenheit, sich selbstschöpferisch zu betätigen, da die Griffe der Handspiegel häufig mit den kostbarsten Verzierungen versehen wurden, während die Rückseite mit kunstvollen Gravirungen von Gegenständen aus der Mythologie geschmückt ward.

Der Gebrauch der Spiegel artete bei den prunkfüchtigen Römerinnen sehr bald in einen solchen Luxus aus, daß der heilige Chrysostomus in einer seiner Predigten zu dem Klageruf veranlaßt wurde, daß die Diener am Ende nichts weiter mehr zu schaffen hätten, als zum Spiegelmacher zu laufen und nachzufragen, ob die Silberpiegel der Herrin noch nicht fertig seien. Schließlich ward die Nachfrage nach dem beliebtesten Schmudgeräthe so bedeutend, daß eine eigene Kunst der Spiegel-Fabricanten, das Collegium speculariorum, entstand.

In den Häusern, auf den Straßen, in den Festräumen, überall wurden Spiegel angebracht, Trinkgefäße, silberne Schalen, Basen und andere Schmudgeräthe wurden mit solchen versehen. Ganze Gemächer wurden mit ihnen ausgestattet. Dichter besingen das Ankleidezimmer der Venus, welches vollständig mit Spiegeln ausgestattet war.

Herumziehende Gaukler und Taschkünstler bemächtigten sich des Spiegels zu ihren wenig lauderen Zwecken. Wahrsager und Zauberer benutzten die Dummheit und Leichtgläubigkeit des Volkes, um ihm aus der polirten Fläche des Spiegels die Zukunft zu enthüllen, wie ja überhaupt der Zauber Spiegel lange Zeit eine Rolle gespielt hat. Bekannt ist auch die Mär von dem Weltspiegel Alexanders des Großen, in welchem man den Himmel mit Sonne und Mond und den sieben Planeten, sowie überhaupt alles Verborgene der Erde schauen konnte.

Die Kunst, Zinn mit Quecksilber zu amalgamiren und damit Glasstafeln zu belegen, hat in Murano bei Venedig, einem durch seine Perlen-Industrie berühmten Orte, ihren Ausgangspunkt. Von dort aus ging sie nach Böhmen, und fand besondere Verbreitung in Bayern und Frankreich. In Deutschland nahm sich Nürnberg der Spiegeltechnik mit Erfolg an. Die „Nürnbergger Oefenaugen“, erhabene Spiegel von nur kleinem Umfange, die aber ein außerordentlich scharfes Bild zurück strahlten, verbreiteten sich bald über die ganze Welt.

Die Erfindung des Gießens der Spiegel verdanken wir einem Franzosen Théodat, wie denn auch in Paris die erste Spiegelgießerei entstand. Im weiteren Fortschritt der Jahrhunderte hat sich diese bedeutsame Industrie immer weiter vervollkommen und steht jetzt bei allen Culturvölkern in hoher Blüthe.

Von Interesse für die Frauen wird es sein, daß es eine Zeit lang modern war, die Kleider, Gürtel, Schuhe u. s. w. mit Spiegeln zu besetzen. Sehr lange gehalten hat sich diese Spiegeltracht allerdings nicht. Nur im Orient soll sie eine geraume Zeit an der Tagesordnung gewesen sein. Dort, besonders bei den Persern, haben sich auch die Metallspiegel am längsten erhalten.

Nachdruck verboten.

Ilka von Pálmay.

Von Heinrich Glücksmann.
Mit einem Portrait.

Hübsche Schauspielerinnen haben niemals Talent! Es war ein gar kleiner Schopenhauer unter den großen Theater-Rezensenten, der diese Regel aufstellte, welche mehr dem Griesgram, als der helläugigen Erfahrung entlossen zu sein scheint. Scheint, denn bei sorgfältiger, unparteiischer Prüfung der Verhältnisse wird auch die zu freundlicherer Anschauung geneigte Kritik jene Regel des Pessimismus gelten lassen und wird nur, sich selbst zur Tröstung, constatiren, daß sie, wie jede Regel, ihre Ausnahmen hat, — daß es auch hübsche Schauspielerinnen giebt, welche nicht der Trieb der Kolerie, sondern wirklich eine innere Macht, das Bewußtsein ihrer Verufenheit zur Bühnenlaufbahn drängt. Und wer wäre nicht geneigt, einen ersten Platz in der Reihe dieser löblichen Ausnahmen der Künstlerin von der schönen blauen Donau zu gewähren, der Soubrette Ilka von Pálmay, die nun als Ueberläuferin in Berlin heimisch zu werden gedenkt?

Es war wirklich nicht ihre äußere Erscheinung, die Ilka Pálmay bestimmte, sich dem theatralischen Berufe zu widmen. Sie ist als Tochter eines ungarischen Gutsbesizers zu Ungvár geboren und wurde in Rajchau im Kloster erzogen, fromm, weltfremd, wie ihre Mamsell Nitouche, in der sie thatsächlich ein Stückchen eigener Vergangenheit belebt. Sie war gelegentlich eines Ferienbesuches einmal begeistert und hingebungsvoll genießende Zuschauerin der Vorstellung einer elenden Wandertruppe gewesen, und von diesem Augenblicke ab koboldirte ihr der Theaterteufel durch Hirn und Herz und war nicht mehr zu bannen. In's Kloster zurückgeführt, mimte sie den Unterrichts-Genossinnen allerlei frei erfundene Solo-Komödien vor und erweckte insbesondere die unbändige Heiterkeit, wenn sie die Eigenthümlichkeiten im Wesen der Vorsteherin und der Schwestern in parodistisch-drolliger Uebertreibung nachahmte. Die frommen Frauen verstanden keinen Spaß, und die kleine Ilka erntete die Ausweisung aus der Klosterschule als den ersten Erfolg ihrer schauspielerischen Begabung.

Sie wurde daheim übel empfangen, ihr Vater nannte sie eine ungerathene Tochter, und sein Jörn wuchs, als sie ihm ihre Absicht mittheilte, Schauspielerin zu werden. Er glaubte, das Mädchen wäre wahnsinnig geworden, und brachte es in die Einsamkeit eines mitten im Flachlande gelegenen Edelhofes, zu einer alten, grillenhaften, mit Empfindungen, Ansichten und äußerem Gebahren in einer längst vergangenen Zeit lebenden Tante, von welcher er hoffte, daß sie das Kind auf andere Gedanken bringen würde. Aber er täuschte sich. Ilka drohte,



Ilka Pálmay

Nach einer Photographie des Dr. Székely, Wien.

durchzugehen, wenn ihr die Erlaubniß, den Bühnenberuf zu ergreifen, länger vorenthalten würde; der Vater war dieser Energie gegenüber machtlos und führte denn die Kleine selbst zu einem Thespiskarren-Treiber, der in Rajchau Station gemacht hatte, in der Hoffnung, daß sie der „Komödiant“ für talentlos erklären würde. Er täuschte sich abermals. Der Director erkannte sogleich das Talent des jungen Mädchens, engagierte es sofort und über einige mißglückte Versuche im Tragischen hinweg machte das blutjunge Geschöpf reich Karriere in ihrem eigentlichen Fach: dem der Spiel- und Gesangs-Soubrette. Nach kurzer Thätigkeit auf Provinzbühnen landete Ilka Pálmay — kaum achtzehn Jahre alt — im sicheren Hafen des Budapestier Volkstheaters, wo sie sich bald neben Louise Blaha, der „Nachtigall der Nation“, eine erste Stellung errang. Unleugbar hat ihr eine wohlwollende Natur den Weg gebnet: ihre ganze Erscheinung ist gewinnend, die Gestalt schlank, fein und von vollendeter Harmonie, das runde Gesichtchen wird in steter Lebendigkeit erhalten durch geistreiche, blitzende Augen, ihre Stimme verfügt über alle Töne des Herzens, und ihr Lachen klingt wie das hellste Kerchen-Staccato. Und wie weich sie die Gottesgabe zu verwenden! Sie zieht ihr ganzes Wesen zur Wirkung heran, wird aber niemals aufdringlich und geschmacklos. Der Sprühtempel in ihr, die eigentliche Soubretten-Seele, wird von der Anmuth gebändigt; ein angeborener Ehrgeiz verhindert sie, auch in der schrankenlosesten Lustigkeit die Grenze des Schönen zu überschreiten. Sie bringt es fertig, die scheinbar schroffsten Gegensätze zu vermählen, anmuthig im Uebermuth, zurückhaltend in der Ausgelassenheit, grazios im Grotestken, zimperlich fein im Verb-Komischen zu sein.

Eine so geartete Individualität durfte es wagen, auf dem heißen Wiener Boden, dieser Stätte der glänzendsten schauspielerischen Erscheinungen jedes Genres, den Kampf mit den Erinnerungen an die genialste deutsche Soubrette, an Josephine Wallmeyer, aufzunehmen. Sie that es mit Zagen und Vagen, aber mit vollem Erfolge. Mit rastlosem Fleiße eignete sie sich die ihr fremde Sprache erstaunlich rasch an; sie beherrscht sie heute in Wort und Schrift, nur noch nicht im Ton, aber die magyarisirende Dehnung und Berweichlichung der deutschen Worte giebt ihrer Rede einen eigenthümlichen, pikanten Reiz. Ihre Landsleute, die sie ungerne „deutsch“ werden sahen, stellten diesem Uebergange ein böses Prognostikon; sie behaupteten, Ilka Pálmay wäre durch und durch Magyarin und bedürfte ihrer Muttersprache, um ihr volles Wesen, ihre ganze Kraft zu entfalten. Ilka Pálmay ist Magyarin und ist es auch als deutsche Soubrette zum Vortheile ihres Rollenfaches.

Ilka Pálmay gehört jetzt seit drei Jahren der deutschen Bühne an und zählt zu deren glänzendsten Erscheinungen. Das Genre, in dem sie wirkt, zählt in der bräuchlichen Auffassung nicht zu den bedeutungsvollsten und höchsten der Schauspielkunst. Aber selbst wenn man nicht geneigt ist, wie beim Militär jeder Waffengattung, auch bei der Bühne jedem Genre seinen Selbstwerth zuzuerkennen, muß man Ilka Pálmay ernst nehmen und den hervorragendsten Künstlerinnen an die Seite stellen. Sie hat in ihrer Muttersprache tragische Gestalten mit einer an die Meisterschaft der Duse leise anklingenden, detaillreichen Wahrhaftigkeit verkörpert und hat in Wien als junger Pierrot in dem pantomimischen Drama „Der verlorene Sohn“ Tausende erschütteret. In Ilka Pálmay, der „ersten“ deutschen Charmeuse, verbirgt sich eine große Tragödin.

Auf den Ernst ist denn auch ihre Innerlichkeit gerichtet. Sie ist im Stillen Dichterin und hat für einen intimen Kreis ein Büchlein Lyrik unter dem Titel „Aus wechvollem Herzen“ veröffentlicht, Grau in Grau gemalte Empfindungsbilder, tiefster Melancholie entlossen. Diese ist denn auch ein still verborgener, der Welt verborgener Grundzug ihres Wesens, ist der nothwendige Niederschlag ihres unglücklichen Ehelebens. Fast noch ein Kind, hatte sie der stürmischen Werbung ihres Gatten nachgegeben. Er war ihr Regisseur,

der Allmächtige der kleinen Bühne, auf der ihr Talent seine ersten tappenden Schritte that, und dazu der Träger eines berühmten Namens, der Sohn des Dichters Szillogeti, des ungarischen Laube. Diese Ehe wurde ihr ein Martyrium. Ihr Gatte hatte für das Scheitern seines kühnen Strebens, ein Messias des nationalen Schauspiels zu werden, im Alkohol Bergessen gesucht. Endlich brach bei dem Armen der Wahnsinn aus; er lebte noch einige Jahre im Irrenhause und starb im Delirium. Solche Erlebnisse müssen unersprechbare Schatten in die Seele werfen und es begreiflich machen, daß Ilka Pálmays Gedichte den Titel führen: „Aus wechvollem Herzen“.

In letzter Zeit hat die Künstlerin auch einen Roman „Theaterchminke“ verfaßt, der reich ist an interessanten Einzelheiten.

Nachdruck verboten.

Klage.

Gedicht von Ilka von Pálmay.
Aus dem Ungarischen von Heinrich Glücksmann.

Die Sonne sinkt und flieht geschwind,
Weich weht und mild der Abendwind,
Und wie er hinstreicht durch den Raum,
Klingt es wie Seufzen aus dem Traum.
Soll's meines Seufzers Echo sein?
Mein tiefer Jammer fällt mir ein.

Das Böglein, das sich droben wiegt,
Nach hellern, schönern Fluren fliegt;
Sein Lebenswohl so traurig schallt,
Und traurig es ihm widerhallt.
Soll's meines Liebes Echo sein?
Mein tiefer Jammer fällt mir ein.

Gelb ist die Wiese, wüß das Thal,
Verwelkt, verdorrt die Blumen all,
Kein süßes Knöspschen regt sich mehr,
Kein grüner Palm bewegt sich mehr.
Soll's meines Herzens Abbild sein?
Mein tiefer Jammer fällt mir ein.

Tod' ist das Grab beim Hügel dort,
Wie seuchten Thränen diesen Ort.
Wem würde hier auch weh und bang?!
Den, der da ruht, vergaß man lang.
Soll's meines Schicksals Abbild sein?
Ich bin verwaist, ich bin allein!

Nachdruck verboten.

Die Braut.

Siehe das Bild auf Seite 65.

Eine Trennung vom Bräutigam! Fast jede Braut hat erfahren, welch' ungeheuren Schmerz sie bereitet. Ein derartiges Scheiden haben wir auf dem Kollerschen Bilde unserer Nummer vor uns.

Der Maler führt uns in den Hof einer mittelalterlichen Burg, aus welchem toben Reiter und Fußvolk zu schlimmer Zehde auszuziehen, da es wieder einmal dem bösen Nachbarn jenseit des Grenzstromes nicht gefallen hat, Frieden zu halten. Der Streit kam um so unerwünschter, als der junge Burggraf just in Wäde seine Hochzeit angeheißt gehabt, die jetzt, Gott mochte wissen, auf wie lange, vertagt werden mußte. Nun ist die Braut, das holde Töchterlein eines befreundeten Ritters, auf die Burg geholt, um während der Abwesenheit des jungen Grafen dessen greiser Mutter eine Stütze zu sein.

Die alte Frau hat sich oben im Gemach vom Sohne getrennt, die Braut aber ist mit hinuntergefliegt, um bis zur letzten Minute dem Geliebten in's Auge schauen zu dürfen. Auch er zögert. Er läßt das Föhnlein vorausbreiten und heißt den Knappen mit Helm und Lanze auf ihn warten. Nur noch wenige Minuten sind dem Paare vergönnt. Draußen schmettern die Drommeten, die Roffe stampfen muthig, und mancher der vorbeiziehenden Landsknechte wirft einen forschenden, mittelbigen Blick auf die Weiden: Gott sei Dank, er hinterläßt nichts, was ihm das Herz schwer zu machen vermöchte!

Redactions-Post.

Samschap, Ausland. — Die Verwendung gebrauchter Briefmarken in China und Japan für das Tapeziren von Zimmerwänden ist eine Fabel, die nur durch eine gelegentliche individuelle Liebhaberei entstanden sein kann. Es giebt in fast allen größeren Städten Briefmarkenbörsen, durch deren Vermittelung die Preischwankungen der Postwertzeichen festgesetzt werden. Wenn Sie sich selbst über den Marktpreis Ihrer ungeordneten Sammlung unterrichten wollen, empfehlen wir Ihnen den Postwerthzeichen-Katalog der Gebr. Senf, Leipzig, den Sie durch jede Buchhandlung beziehen können. Im Uebrigen verweisen wir Sie auf ein Inserat der „Illustrierten Frauen-Zeitung“, Heft 6, laut dessen die Expedition unseres Blattes die Beförderung von Briefmarken- und Couvert-Offerten unter der Chiffre J. 2. übernimmt.

Treues Herz in Volhynien. — Das Lebensglück eines jungen Mädchens von einer graphologischen Kunst abhängig machen, will und zum mindesten bedenklich erscheinen. Aber wir haben keine Veranlassung, Ihren festen Glauben an die Handschriften-Kunde zu erschüttern. Wenn Sie ihn auf wissenschaftliche Grundlage stellen wollen, dürfte Langenbrück's Handbuch der Graphologie, Verlag von J. G. Schöner, Berlin, genügen.

A. N. in Zwissau. — Die mit gekörntem Wasser gefüllte Kugel, welche man neuerdings vielfach im Verein mit künstlichen Blumen decorativ verwendet, leitet ihren Ursprung allerdings von der weniger salonsfähigen Schuster-Kugel her, die dem Fußbekleidungs-Künstler zur Verhärtung der Leuchtlast seiner Arbeitslampe dient. Uebrigens möchten wir auf Grund eigener Erfahrung bei Anbringung dieses modernen Zimmergeschmüdes zur Vorsicht raten. Fällt Sonnenlicht auf die Kugel, so werden höchst wirksame Strahlen in einem Brennpunkte vereinigt, und die in diesem Punkte aufgespeicherte Wärme ist im Stande, leicht brennbaren Stoffen, zu denen Gardinen und sonstige Fenstervorhänge gehören, vorhängen zu werden. Den Besitzern von künstlich verzierten Schuster-Kugeln wäre daher zu empfehlen, diese entweder an der Schattenseite aufzuhängen zu wollen oder aber, sie zur Mittagszeit mit einem Tuche zu verhüllen und dadurch diesen gefährlichen „Brandpistern“ ihre Eigenschaft als Sammel-Öfen zu benehmen.